

p.s.

DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG
NR. 18 / 12. MAI 23



KLIMASCHUTZ
JETZT!
JA ZUM KLIMASCHUTZ-GESETZ
AM 18. JUNI



MARIONNA
SCHLATTER
NATIONALRÄTIN



BASTIEN
GIROD
NATIONALRAT



26. QUEERES FILMFESTIVAL PINKAPPLE

«Privilegien für alle!»

SEITEN 17 - 21

KANTON ZÜRICH

Neues Gymi auf der grünen Wiese

S.3

IM GESPRÄCH

Schwamendingen: Ein Quartier mit einem Ruf

S.12 - 13

NEUE RATSPRÄSIDIEN

Zwei ruhige Stimmen geben den Ton an

S.4 - 5

Westсахara

In den 1970er-Jahren war die mitteleuropäische Solidarität für den Widerstandskampf der Polisario für die Unabhängigkeit der Westsahara so breit gesellschaftsfähig, dass ihnen die damalige Burg-Schauspielerin Erika Pluhar eine Hymne widmen konnte. Selbst mit ihren mittlerweile 84 Jahren setzt sie sich noch gegen das Vergessen dieses Konfliktes ein. Erst seit 2011 bereist der 1981 in



(Bild: Mario Pfeifer)

Dresden geborene Künstler Mario Pfeifer die ehemalige spanische Kolonie und das heute zwischen Mauretanien und Marokko aufgeteilte Territorium wiederholt, wo er sich als Reportage-Künstler-Aktivist mit den Mitteln von Film und Fotografie dafür einsetzt, dass die heutigen Lebensumstände der Bevölkerung, der schwelende Konflikt und die unrechtmässige Ausbeutung der natürlichen Ressourcen der Besatzungsmächte nicht in Vergessenheit geraten. Die Kunsthalle Winterthur zeigt seine Arbeiten seit dem letzten Sonntag. *froh.*

Mario Pfeifer: **«A garden means more than a garden»**, bis 25.6., Kunsthalle, Winterthur.

Stadtutopie

Chantal Dubs und Petra Schnakenberg haben ihre feministische Stadtutopie, die sie im Rahmen des



(Bild: Johanna Saxen)

«Inkubator 2022» erstmals vorgestellt hatten, hin zu einer abendfüllenden Produktion ausgebaut. Ihre zur Modellstadt gewachsene performative Installation basiert auf Strassenumfragen und Faktensammlungen, worauf sie eine Stadtutopie entwickeln, die sie der Vulvaform entsprechend «Civitas Cunt» nennen. Sie bemängeln die feh-

lende Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede im Stadtbild und in der Gesellschaft und zeigen Wege in eine lebenswerte urbane Zukunft auf. Die Ursprungsversion meinte auch eine Alternative zur kapitalistischen Dominanz bezüglich der Inbesitznahme von Raum. Ihr damaliges Wunsch-dir-Was klang ausserordentlich menschen- und lebensfreundlich, auch weil es das Dasein bereits indirekt losgelöst vom Primat der Erwerbsarbeit betrachtete. *froh.*

«Civitas Cunt. Kommst Du mit in unsere City?», Sa, 13. bis Mi, 17.5., 20h (So, 18h), Fabriktheater, Rote Fabrik, Zürich.

Spötter

Es begab sich zu einer Zeit, als das Rohstofflager noch die ausrangierten Steinfels-Seifensilos mit Technorhythmen füllte, als sich frühmorgens zwei nicht mehr ganz nüchterne Jungs über Vorproduktion, Layout und einen Minijob avant la lettre verständigten. Und seither kams, dass zwei Karrieren in Anführungsstrichen verschiedene Entwicklungen nahmen. Der eine schreibt dies



(Mario Güdel)

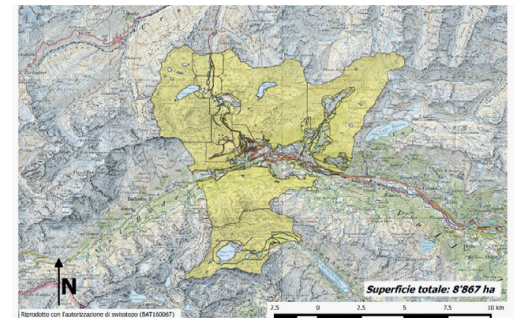
hier, der andere ist nach mehreren Besitzerwechseln unterdessen sein eigenes ehemaliges Feindbild alias Springerjournalist. Immerhin nur beim «Schweizerischen Beobachter» und nicht völlig im Blut-Busen-Büsi-Boulevard. Wobei das Büsi natürlich gerade deshalb das Cover von Mario Güdels gesammelten Kolumnen ziert, weil er als Spötter vor dem Herrn seinen Anarchokompass nach wie vor auf Jux ausgerichtet hat. Sarkasmus heisst das salonfähig. *froh.*

Mario Güdel: **«Bitte nicht lächeln!»**, Sa, 13.5., 20h, Wirtschaft zum Transit, Aargauerstr. 14, Zürich. Anschl. Konzerte von «Lucy in the Sky», «The Rest jr.» und «Zärtliche Kusinen».

Allmend

Fernanda Pedrina untersuchte für ihre Masterarbeit im Nachdiplomstudium der Angewandten Geschichte den «Gemeindebesitz in den Tessiner Alpen im ausgehenden 20. Jahrhundert» am konkreten Fall der mit fast 9000 Hektaren grössten Tessiner Allmend des «Patriziato di Airolo». Basierend auf der 1990 publizierten Untersuchung

der US-amerikanischen Politologin und Ökonomin (und späteren Nobelpreis-Trägerin) Elinor Ostrom «Governing the Commons», worin sie nachgewiesen hatte, dass Gemeinbesitz langfristig ertragsbringend bestehen kann und kollektiv



(Bild: patriziato.airolo.ch)

verwaltete Ressourcen einen bedeutenden Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten, forschte Fernanda Pedrina anhand des Fallbeispiels Airolo, inwieweit aus Allmenden Anregungen für neue kollektive Unternehmungen im Hinblick auf nachhaltiges Handeln ableiten kann. In ihrem Vortrag «Boden für alle» wird sie ihre Erkenntnisse ausführen und diskutieren. *froh.*

Fernanda Pedrina: **«Boden für alle»**, Mo, 15.5., 19h, Bücherraum F, Jungstr. 9, Zürich. www.zora.uzh.ch

Matriarchat

Gibt es einen wahren Feminismus im falschen Patriarchat, fragen Thomas Köck und Mateja Mede in ihrer artifiziellen Gegenüberstellung der mythologischen Amazonenkönigin Penthesilea mit dem

pekuniär höchst erfolgreichen Frauenclan der Kardashians, der es schafft, alles in ein Produkt zu verwandeln. In der griechischen Mythologie wie in der Familiensaga sind die Männer allein zum Zweck der



Fortpflanzung herbeigezogene Prügelknaben, die alsbald elegant entsorgt oder am Social-Media-Pranger einem Shitstormtod überantwortet werden. Die Ankündigung nennt «Keeping up with the Penthesileas» eine «quasimythologische Remythifizierung», die das Konzept des Matriarchats um eine weitere, weit solidarischere Lesart ergänzt wissen möchte, also die Selbstermächtigung über das Narrativ probt, das die Macht der Frau ohne übersexualisierte und sterilgekünstelte Attribute einer Sichtbarkeit zum Ziel hat. *froh.*

«Keeping up with the Penthesileas», Mo, 15.5. bis Sa 10.6., 20h, Theater Neumarkt, Zürich.

Geheimnis um Gymi-Standort gelüftet



Das Kanti-Provisorium soll auf diesem Landwirtschaftsland neben dem Strickhof-Zentrum (hinten) erstellt werden. (Bild: Arthur Schächli)

Jetzt ist klar, wo das Mittelschul-Provisorium im Knonaer Amt hinkommt: auf Kantonsland nahe dem Hauswirtschaftszentrum Strickhof in Affoltern am Albis. Dafür braucht es allerdings noch die Zustimmung der dortigen Stimmbürger:innen.

Arthur Schächli

Vor sechs Jahren eine erfolglose Petition mit 4000 Unterschriften und diverse Vorstösse im Kantonsrat: Lange Zeit blieb die Forderung von Bevölkerung und Politik aus dem Säuliamt nach einer eigenen Mittelschule ungehört. Weil der Kanton die Entwicklung der Gymischüler-Zahlen im stark wachsenden Bezirk unterschätzt hatte. Bis der Regierungsrat 2021 aufgrund einer neuen Studie zum Schluss kam, dass es ein eigenes Ämtler Gymi braucht, um die Kantonsschule Limmattal und namentlich auch die Mittelschulen in Zürich zu entlasten. Dorthin pendeln denn auch die meisten der heute schon über 700 Gymnasialschüler:innen aus dem Bezirk.

Start im Jahr 2028

Frühestens ab dem Schuljahr 2028/2029 sollen nun die ersten von dereinst bis zu 650 Ämtler Jugendlichen vorerst in einem eigenen Mittelschul-

Provisorium, das als Filiale der Kanti Limmattal geführt wird, unterrichtet werden. Bis später einmal ein definitives Schulhaus zur Verfügung steht.

Die Planungen für das Provisorium sind mittlerweile soweit gediehen, dass Kanton und Stadt Affoltern am Montag an einem gutbesuchten Info-Abend im dortigen Kasinosaal einen gemeinsam gefällten Standortentscheid bekannt geben konnten. Demnach soll das Provisorium am Ortsrand von Affoltern in zehn Minuten Gehdistanz vom Bahnhof im Gebiet «Schwanden», etwas unterhalb

Sukzessive in Betrieb genommen werden soll das Provisorium – ähnlich wie bei der Kanti Uetikon – als Modulholzbau.

des dortigen kantonalen Hauswirtschaft-Kurszentrums Strickhof, zu stehen kommen. Und zwar auf einer Fläche von 6000 Quadratmetern auf kantonseigenem Wies- und Ackerland, das sich in einer Wohnzone mit Gewerbebeileichterung sowie in einer angrenzenden Gewerbezone neben dem Obi-Markt befindet. Gemäss der kommunalen Bau- und Zonenordnung (BZO) müsste dazu für die betroffenen sowie für weitere Parzellen des Kantons ein Gestaltungsplan ausgearbeitet werden, was das dringliche Projekt verzögern würde,

wie Christian Hardmeier vom Immobilienamt der kantonalen Baudirektion und Affolterns Stadtpräsidentin Eveline Fenner (EVP) erklärten. Deshalb soll das Baugrundstück nun von der Gestaltungsplanpflicht entbunden und die entsprechende Anpassung der BZO den Stimmbürgern an der Urne unterbreitet werden. Allenfalls noch vor Ende Jahr oder dann Anfang 2024. Ansonsten aber kann der Regierungsrat Projekt und Kredit in eigener Kompetenz bewilligen.

Sukzessive in Betrieb genommen werden soll das Provisorium – ähnlich wie bei der Kanti Uetikon – als Modulholzbau. Dieser habe sich dort bestens bewährt und auch bei der Bevölkerung grosse Akzeptanz gefunden, betonte Niklaus Schatzmann, Leiter des kantonalen Mittel- und Berufsbildungsamtes. Kanton und Stadt wollen die Planungen nun weiter vertiefen – und parallel dazu auch jene für das definitive Schulhaus angehen. Dafür will man neben dem Gebiet «Schwanden» auch noch zentralere Optionen in Affoltern prüfen.

Wegen der guten Erschliessung mit dem öffentlichen Verkehr konzentrierte sich die Evaluation für das Provisorium schon früh auf den Bezirkshauptort, wobei dort bis fast zum Schluss auch das stadteneigene Areal «Giessen» nahe des Schulhauses Ennetgraben und des Friedhofs zur Diskussion stand. Es liegt in der Zone für öffentliche Bauten und soll der Gemeinde nun aber als Reserve für eigene Platzbedürfnisse, etwa von Kindergarten und Schule oder für eine Erweiterung des Friedhofs, dienen.

Man hätte auch Nein sagen können

Die Auftaktsitzung des neuen Kantonsrats wurde vom Streit um die Gültigkeit der Wahl von Isabel Garcia dominiert. Sie hatte elf Tage nach der Wahl von der GLP zur FDP gewechselt und so die Mehrheit der Klimaallianz in ein Patt verwandelt. Der Rat beschloss mit 107:52 bei 11 Enthaltungen die Gültigkeit ihrer Wahl und wählte mit 165 Stimmen Sylvie Matter (SP) zur neuen Ratspräsidentin.

Koni Loepfe

Die Wahl von Isabel Garcia gab seit der Wahl vom 12. Februar viel zu reden. Sie war als Spitzenkandidatin der GLP im Wahlkreis Zürich 3 und 9 gewählt worden und gab elf Tage, einen Tag nach dem Ende der Rekursfrist und einen Tag vor dem Stichtag zur Festlegung der Anzahl Kommissionssitze auf die Fraktionen, ihren Übertritt von der GLP zur FDP bekannt. Eine aktuelle und nachvollziehbare Begründung für diesen Übertritt gab sie bisher nicht, was insofern von Relevanz ist, als sie nicht in erster Linie als Person in den Kantonsrat von ihren Wähler:innen gewählt worden war, sondern als Vertreterin der GLP. Sie ist zwar eine erfahrene und bekannte Politikerin, aber kaum in dem Ausmass, dass viele Wähler:innen wegen ihr die Liste der GLP einwarfen. Um einen Vergleich zu ziehen: Eine Jacqueline Badran könnte nachvollziehbar behaupten, dass einige Hundert Personen wegen ihr die SP-Liste eingeworfen haben, und diese hätten, wenn sie bereits vor der Wahl etwa zur AL übergetreten wäre, dann AL gewählt. Hätte Isabel Garcia vor der Wahl ihren Übertritt zur FDP gegeben, wäre sie mit grosser Wahrscheinlichkeit auf der FDP-Liste nicht gewählt worden. So hat in diesem Wahlkreis die FDP zwei Kantonsrät:innen und die GLP keine, obwohl die Wähler:innen beiden Parteien je einen Sitz zugesprochen hatten.

Isabel Garcia behauptet, sie hätte sich erst nach der Wahl zum Übertritt entschieden. Was ihr niemand wirklich glaubt, wie es die SP-Fraktionssprecherin Sibylle Marti sehr deutlich aussprach. Die Antwort von FDP-Sprecher André Müller lautete:

Isabel Garcia behauptet, sie hätte sich erst nach der Wahl zum Übertritt entschieden. Was ihr niemand wirklich glaubt.

Man kann ihr das Gegenteil nicht beweisen. Da Kantonsrät:innen zudem ohne Zwang abstimmen können, geht das Recht der Person vor das Recht der Partei. Martin Hübscher deutete dies für die SVP aus: Sie hätte ja bei der GLP bleiben und mit der FDP stimmen können, was juristisch problemlos möglich wäre.

Yvonne Bürgin (Mitte) zählte die Parteiwechsel der letzten Jahre auf, die sie bestens präsent

hatte, da meist die Mitte (respektive damals noch die CVP) als Abgeberin oder Empfängerin beteiligt war. Nur: Als damals Susanne Brunner von der CVP zur SVP übertrat, war das Geschrei auch ziemlich gross und die Forderung nach einem Rücktritt aus dem Kantonsrat laut, wenn auch wie bisher bei Isabel Garcia vergebens.

Die AL und die Grünen stellten den Antrag, die Wahl von Isabel Garcia nicht zu erwahren, da sie die Wähler:innen zumindest mit dem Zeitpunkt ihres Parteiwechsels betrogen habe. Zwar gebe es einen Bundesgerichtsentscheid aus St. Gallen, führte Anne-Claude Hensch (AL) aus. Aber seither und mit Einführung des Pukelsheims hätten sich die Prioritäten zugunsten der Parteien verschoben. Zuerst würden aufgrund der Stimmen im ganzen Kanton die Sitze auf die Parteien verteilt, dann auf die Listen in den Wahlkreisen und erst dann auf die Namen auf der Liste. Der GLP wurde so ein Sitz weggenommen, den die Wähler:innen ihr zugestanden. Das betrachtet sie als Betrug. Thomas Forrer (Grüne) ging es mit dem Antrag vor allem darum, diesen Skandal, der nicht nur die GLP schwächte, sondern auch der Klimaallianz die Mehrheit nahm, nicht einfach unter den Tisch zu wischen, sondern zu thematisieren. Für die GLP schliesslich erklärte Benno Scherrer, seine Partei sei betroffen und verstehe den Entscheid von Isabel Garcia nicht. Aber Beziehungen gingen mitunter in die Brüche und dies sei kein Grund, bestehendes Recht zu beugen. Die Wahl sei korrekt abgelaufen und, was vor allem FDP



Kantonsratspräsidium 2023/2024: von links nach rechts Jürg Sulser, 1. Vizepräsident; Sylvie Matter, Kantonsratspräsidentin; Martin Farner, 2. Vizepräsident. (Quelle: PD)

und SVP betonten, es habe keine Stimmrechtsbeschwerde dagegen gegeben.

Bemerkenswert an der ganzen Debatte: Niemand sagte ein gutes Wort zum Wechsel. Man billigte Isabel Garcia teilweise das Recht zum Wechsel zu, aber sie erhielt dafür keinen Zuspruch oder gar Anerkennung. Ob es nun doch noch nach Lausanne geht, ist offen, ebenso eine Änderung des Wahlrechts. Dazu nur eine Bemerkung: Man könnte, gerade als FDP, auch eigenverantwortlich handeln und könnte sich zumindest im Nachhinein überlegen, ob man das Aufnahmegesuch nicht besser abgelehnt hätte. Man kann, wenn man es bei der eigenen Partei nicht mehr aushält, auch das harte Brot der Parteilosen essen oder sich, wie aktuell Chantal Galladé oder Susanne Brunner, für die neue Partei wählen lassen.

Die Bestellung des Büros erfolgte problemlos und mit guten Resultaten: Sylvie Matter (SP) erhielt als Präsidentin sehr gute 165 Stimmen, Jürg Sulser (SVP) als 1. Vizepräsident 146 Stimmen und Martin Farner (FDP) als 2. Vizepräsident 136 Stimmen. Die Kommissionsvorschläge wurden problemlos bestätigt. Wer bei den Präsidien dabei gut oder schlechter wegkam, wird sich in zwei, drei Jahren erweisen. Dabei sollte man nicht vergessen, dass auch viele Politiker:innen sich gerne dort einsetzen, wo sie Neigung und Wissen besitzen und nicht nur dort, wo vermeintliches oder wirkliches Prestige lockt. Die Präsidien sind unter diesem Aspekt zumindest auf den ersten Blick recht gut besetzt worden.

Start ins neue Amtsjahr

Die erste Sitzung des Amtsjahres steht jeweils ganz im Zeichen der Wahl des neuen Präsidiums, samt nachfolgenden Festivitäten. Am Mittwochabend dauerte es allerdings seine Zeit, bis sich der Zürcher Gemeinderat dem üblichen Ablauf widmen konnte.

Nicole Soland

Es waren zwei Fraktionserklärungen angemeldet an dieser ersten Sitzung des Amtsjahres 2023/24 des Zürcher Gemeinderats vom Mittwochabend. Thema: die «Nachbearbeitung» des 1. Mai. Die Fraktionserklärung der SVP war hauptsächlich eine Dank-sagung an die «Frontpolizisten», die den «anspruchsvollsten, härtesten und gleichzeitig auch erfüllendsten Job aller Stadtangestellten hätten. Samuel Balsiger, der die Erklärung verlas, betonte: «Die Gewalt geht von den militanten Linksextremen aus.» Walter Angst verlas die Fraktionserklärung der AL mit dem Titel «Das Auge-Ausschrotten muss aufhören». Der Einsatz von Gummischrot gegen die Menge im eingekesselten Kanzleiareal sei «unverzeihlich». In einer persönlichen Erklärung warf Luca Maggi (Grüne) den Bürgerlichen «Whataboutism» vor: «Ihr erzürnt euch über jede Demo, aber schaut weg, wenn die Polizeigewalt überbordet.» Andreas Egli (FDP) entgegnete, er hätte eigentlich erwartet, dass Sicherheitsvorsteherin Karin Rykart etwas dazu sage, aber dass sie das «natürlich wieder nicht macht, ist man sich ja unterdessen gewohnt». Was sie denn noch hätte sagen sollen, liess er offen – dass der Einsatz vom 1. Mai genau untersucht wird, hat sie ja längst bekannt gegeben. Dafür betonte Andreas Egli mal wieder, die Linken täten so, als gebe es keine linksextreme Gewalt, sondern nur Polizeigewalt. Und so ging die Debatte noch eine Weile hin und her.

Kurzkommentar

Es war einmal ein Überfall der Neonazis der «Jungen Tat» auf eine Veranstaltung für Kinder im Tanzhaus. Daraufhin gingen von der linksgrünen Ratsseite vier Postulate ein, mit denen unter anderem eine Untersuchung der «rechtsextremen Angriffe, dem Vorgehen und den

allfälligen Fehlern von Seiten der Stadt und der Polizei sowie zu den künftigen Handlungsmöglichkeiten» gefordert wurde. Seither haben sich insbesondere Vertreter von SVP und FDP (die rein männliche Form ist bewusst gewählt) regelrecht darin verbissen, der linken Ratsseite vorzuwerfen, dass sie «den Linksextremismus ausblendet». Worauf es zurücktönt, die SVP verharmlose die Gefahr, die von Rechtsextremismus ausgehe... Natürlich dürfen diese Männer so lange «ich nicht, du aber auch» spielen, wie es ihnen beliebt. Wir haben in der Stadt Zürich ja glücklicherweise keine anderen Probleme. Und man kann es ihnen nicht mal übel nehmen, schliesslich bekommen sie dafür jede Menge Medienpräsenz. Die NZZ von gestern Donnerstag bringt es denn auch fertig, den Ratsbericht ausschliesslich diesem Thema zu widmen. Neues Amtsjahr? Wahl des neuen Präsidiums? Traditioneller festlicher Empfang, der sich wegen des 1. Mai-Knatsches verspätete? Offensichtlich nicht berichtenswert für die NZZ. Aber wer den Linken vorwirft, sie nähmen Linksextreme in Schutz, ist garantiert immer auf Sendung...

Wahlen und Reden

Der scheidende Ratspräsident Matthias Probst (Grüne) sagte in seiner Rede, von den 516 Vorstössen des zuende gegangenen Amtsjahres – ein neuer Rekord – seien 282 Postulate gewesen, von denen 99 Prozent Themen betroffen hätten, für die der Gemeinderat gar nicht zuständig sei. Getagt hatte der Rat übrigens 162 Stunden... Matthias Probst erinnerte weiter daran, dass Politiker:innen in der Schweiz mehr miteinander reden müssten als ihre Kolleg:innen in einem Regierungs-/Oppositionssystem wie in Deutschland oder den USA, doch das passiere zunehmend «nur noch in der Theorie». Schliess-



Das neue Ratspräsidium des Zürcher Gemeinderats: von links nach rechts Guy Kraysenbühl, 1. Vizepräsident, Sofia Karakostas, Ratspräsidentin, Christian Huser, 2. Vizepräsident. (Bild: Davy Graf)

lich erlaubte er sich noch ein Spässchen: Während seines Amtsjahres habe er «die Hoheit über meine Kleider meiner Frau übertragen», doch «jetzt ziehe ich mein Hemd aus».

«Ich habe die Hoheit über meine Kleider meiner Frau übertragen, doch jetzt ziehe ich mein Hemd aus.»

Matthias Probst, Grüne

Sprachs, stand im schwarzen Ringlerleibchen da und erzählte, wie die Ratspräsidentin 2010/2011, Marina Garzotto (SVP), jeweils extra ein T-Shirt mitgenommen habe, falls er im hehren Rathaus in ärmellosem Tenue erscheinen würde...

Beim Haupttraktandum, den Wahlen, gab es dann keine Überraschungen: Die neue Ratspräsidentin

Sofia Karakostas (SP, siehe auch Interview im P.S. vom 5. Mai), erreichte mit 108 von 117 Stimmen ein sehr gutes Resultat. In ihrer Rede schilderte sie unter anderem, wie ihre Eltern unabhängig voneinander aus Griechenland in die Schweiz gezogen waren, der Vater Automechaniker, die Mutter Schneiderin und später Hausfrau. Als knapp 17-Jährige erlebte sie anlässlich ihres Einbürgerungsverfahrens, wie ein Polizist, der «gerade in der Nähe war», bei ihr zuhause vorbeikam, als sie allein daheim war. Die abschliessende Prüfung im Stadthaus, wo sie drei Beamten gegenüber sass, habe sie als «erniedrigend» empfunden und sich daraufhin entschieden, sich politisch zu engagieren. Sie hätte sich aber nie träumen lassen, einmal höchste Zürcherin zu werden... Zum Glück hat es doch geklappt, kann man angesichts der Stille, die während ihrer Rede im Saal herrschte, nur sagen. Zum ersten Vize wählte der Rat sodann Guy Kraysenbühl (GLP) und zum zweiten Vize Christian Huser (FDP).

«Grün statt grau. Besser statt mehr.»

Am Samstag wird gefeiert. Die Grünen werden 40: Was haben sie erreicht, wo wollen sie hin? Drei Fragen* an Balthasar Glättli, Präsident Grüne Schweiz und Nationalrat.

Nach Tschernobyl 1986 oder Fukushima 2011 waren alle Parteien «immer schon grün gewesen» (allen voran natürlich die FDP...). Dann verging Zeit, die anderen Parteien hatten bald wieder andere Sorgen. Dennoch sind die Grünen heute keine 20- oder mehr-Prozent-Partei: Woran liegt das?

Balthasar Glättli: Seitdem ich 1991 den Grünen beigetreten bin, habe ich eine riesige Entwicklung erlebt. Viele grüne Ideen sind in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Und zwar nicht nur im Bereich des Umweltschutzes, sondern auch im Bereich einer emanzipierten und freien Gesellschaft.

«Viele grüne Ideen sind in der Mitte der Gesellschaft angekommen.»

Balthasar Glättli, Präsident Grüne Schweiz

Oft mussten wir Grüne mehrere Anläufe nehmen. Mit der Zeit fanden wir Allianzpartner. Und am Schluss auch Mehrheiten. So war die Energiestrategie 2050 ursprünglich ein Gegenvorschlag zur grünen Atomausstieginitiative. In dieser Frühlingssession brachten wir ein Gesetz zur Kreislaufwirtschaft durch den Nationalrat, das viele

Elemente unserer Initiative für eine grüne Wirtschaft nun umsetzt. Und die Ehe für alle, welche Ruth Genner als erste in Bundesbern verlangte, wurde zwei Jahrzehnte später an der Urne klar angenommen.

Was mich aber immer noch schockiert: Viele Firmen und auch Konzerne sind heute, was Klimaschutz und Biodiversität betrifft, viel weiter als die sogenannten Wirtschaftsvertreter:innen von Mitte-Rechts. Die bürgerliche Politik ist oft viel weniger weit als Gesellschaft und Wirtschaft.

Was müssen die Grünen tun, um ihre Ideen künftig nachhaltiger unter die Leute zu bringen und zumindest für die nötigsten Massnahmen (z.B. Reduktion des CO₂-Ausstosses auch beim Verkehr) Mehrheiten zu schaffen?

Ich glaube an den radikalen Realismus. Politik ist nicht nur die Kunst des Möglichen. Politik muss immer auch die Kunst sein, das Undenkbare denkbar und das Denkbare möglich zu machen. Darum sollen wir Grüne auch radikale Vorschläge machen – im ursprünglichen Sinne des Wortes Radix (Wurzel): die Wurzeln der Probleme anpacken. Also nicht schon mit dem Kompromiss in die Verhandlung einsteigen. Denn die Herausforderung der Klimakrise ist immens, ebenso die Krise der Biodiversität. Darum darf sich z.B. die Verkehrswende nicht darin erschöpfen, den Stau zu elektrifizieren. Züribergpanzer mit Elektromotoren sind nicht die Lösung für den Stadtverkehr. Gleichzeitig sind wir aber bereit, die Hand zu geben für Lösungen, die in eine richtige Richtung gehen – auch wenn die Geschwindigkeit noch nicht stimmt. Auch die grösste Reise beginnt mit dem ersten Schritt. Darum sind wir überzeugt für das Klimaschutzgesetz: Obwohl es rasch noch weitere Schritte braucht, um tatsächlich eine Klimakatastrophe abzuwenden.

Wo sehen Sie die Grünen in 40 Jahren? Und wie gelangen sie dorthin?

Wir Grünen sind selbstverständlich Bundesratspartei und stellen in verschiedenen Kantonen Mitglieder in rot-grünen Regierungsmehrheiten – so wie wir dies heute in vielen Städten tun. Gleichzeitig sind wir eine Bewegung geblieben, die der Gesellschaft unangenehme Fragen stellt – und daran arbeitet, dass eine andere Welt möglich wird. Wir haben unsere Wegwerfgesellschaft transformiert hin zum guten Leben. Nach dem Motto: Grün statt grau. Besser statt mehr.

Dahin kommen wir, wenn wir es wagen, noch unangenehmer zu werden – aber kompetent zu bleiben. Wir müssen fähig werden, häufiger die direktdemokratischen Instrumente zu nutzen. In der Schweiz werden jene Parteien mit an die Macht gelassen, die bewiesen haben, dass sie willens sind, auch Nein zu sagen, wenn man ihre Vorschläge nicht ernst nimmt.

* Das Interview wurde schriftlich geführt, die Fragen stellte Nicole Soland.

FORUM

Leserbrief zur Kolumne «Ganz Zürich?» von Markus Ernst im P.S. vom 5. Mai

Es geht nur um das wahllose Kaputtmachen

Markus schreibt: «Dass die Polizei immer wieder durch Fehlleistungen auffällt, ist unbestritten» und «in Basel den bewilligten Umzug zu blockieren, geht gar nicht». Dazu möchte ich entgegnen: Es ist die Pflicht der Polizei, einen Umzug nicht starten zu lassen, wenn dieser von Vermummten angeführt wird.

Gemäss meiner Meinung geht es den meisten Vermummten in keinsten Weise um linke Politik, sondern einfach nur um das wahllose Kaputtmachen von irgendwelchen Gegenständen. Gewerkschaftsvertreter und jetzt auch Markus Ernst, die sich mit diesen Personen mit entsprechenden Kommentaren in Basel und Zürich solidarisieren, gehören für mich mit zu den Totengräbern linker Politik.

Fehler passieren überall, besonders in Situationen wie einer Demonstration. Im Zusammenhang mit den 1. Mai-Demonstrationen von Fehlleistungen zu schreiben, ist für mein Empfinden allerdings deplatziert, zumal auch der Begriff Fehler zu definieren wäre. Zu kritisieren ist, wenn die Polizei die apolitischen und zerstörerischen Personen gewähren lässt.

Wenn ein unvermummter Demonstrant an der Demonstration die «Chaoten» mit dem Vergleich auf die sogenannten Manager bei den Banken, die ungestraft ihr Unwesen treiben können, verteidigt, wie in der «Rundschau» gesehen, dann ist das seine Meinung, die ich grundsätzlich so akzeptieren kann.

Balz Christen

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung, Auflage: 2450 Ex.

Herausgeber: P.S. Verlag, Hohlstr. 216, 8004 Zürich

Druck: CH Media Print AG, St. Gallen.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.), Tel. 044/241 07 60 (Politik), Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241 07 60 (Politik/Produktion), Thierry Frochoux (froh.), Tel. 044/240 44 25 (Kultur/Produktion), Tim Haag (tim.) (Volontariat).

Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel. 044/241 06 70, Peter Weishaupt (pw./Korrektorat), Hans Steiger (haste), Tobias Gerosa (tg.), Arthur Schächli (as.), Hermann Koch (hk.), Matthias Erzinger (me.), Angela Bernetta (net.), Roxane Steiger (rst.), Sergio Scagliola (sca.).

Inserate/Abos: Anna Hug, Iris Wehrli, Tel. 044/241 07 60. anzeigen@pszeitung.ch, aboservice@pszeitung.ch.

redaktion@pszeitung.ch, www.pszeitung.ch, PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999 wöchentlich

Abopreis: Fr. 230.– (Gönner:innen: ab 300.–), enthält 10 x jährlich die Musikzeitung LOOP. Separat-Abos: 33.–, www.loopzeitung.ch

Reklame



wir suchen eine*n

Steuerberater*in 50-100%

Sie sind eine engagierte Persönlichkeit und interessieren sich für steuerrechtliche Fragen?

Weitere Informationen unter:
www.steuern-meili.ch

 steuern-meili.ch

Mindestlohnabstimmung

Die Caritas schätzt, dass in der Stadt Zürich 17 000 Menschen Löhne unter 4000 Franken verdienen, davon zwei Drittel Frauen. Die Initiative «Ein Lohn zum Leben» fordert die Einführung eines Mindestlohns von mindestens 23 Franken in der Stadt Zürich (eine analoge Initiative wurde in Winterthur eingereicht), Stadt und Gemeinderat haben dazu einen Gegenvorschlag erarbeitet (P.S. berichtete), der jetzt am 18. Juni zur Abstimmung kommen wird. Im Gemeinderat hatte die Mitte den Gegenvorschlag noch unterstützt, jetzt kämpft sie dagegen. Das überparteiliche Komitee, bestehend aus GLP, Mitte, FDP und SVP, hat am Montag in einer Pressekonferenz seinen Nein-Standpunkt ausgeführt. Auch Gewerbeverband, Branchenverbände, Arbeitgeberverband und Handelskammer unterstützen die Nein-Kampagne. Der Mindestlohn vertreibt laut Komitee Arbeitsplätze und Gewerbe aus der Stadt. Das Leben werde in der Stadt teurer und die Preise steigen. Camille Lothe (SVP) sagt: «Höhere Lohnkosten bedeuten für die Unternehmen auch höhere Produktionskosten. Das verteuert Produkte und Dienstleistungen.» Dazu würde ein staatlicher Mindestlohn das Armutsbekämpfungsziel verfehlen, weil nur sieben Prozent der Armutsbetroffenen vom Mindestlohn profitieren könnten, wie GLP-Gemeinderat Ronny Siev ausführte. Zudem habe 2014 die Bevölkerung in einer nationalen Abstimmung klar Nein gesagt zum Mindestlohn. FDP-Präsident Pärparim Avdili meint: «Ein solches Lohndiktat zerstört die erfolgreiche Sozialpartnerschaft, vertreibt Gewerbe und Arbeitsplätze aus der Stadt Zürich und heizt die Preise an.» Der Mindestlohn sei zudem deutlich höher als in Basel, wo er nur 19 Franken betrage. Gemäss Nicole Barandun (Mitte), Präsidentin des Gewerbeverbandes der Stadt Zürich, steht die bewährte Sozialpartnerschaft auf dem Spiel. «Ein staatlicher Mindestlohn zerstört die Vorteile der erfolgreichen Sozialpartnerschaft. Die bewährten Lohnverhandlungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern werden vom Staat übersteuert.» Die Sozialpartnerschaft steht denn auch im Zentrum der Kampagne. «Schädlicher Mindestlohn: Zerstört bewährte Sozialpartnerschaft», steht auf dem Plakat. Mit den im Komitee vertretenen Verbänden wie Gewerbeverband, Arbeitgeberverband, Handelskammer und Branchen-Arbeitgeberverbänden fällt diese Sozialpartnerschaft allerdings eher etwas einseitig aus. *mlm.*

Infodesk

Am Montag wurde in Winterthur der Infodesk eröffnet. Dieser soll eine niederschwellige Beratungsstelle für die Winterthurer Bevölkerung sein. Alle Personen, die in Winterthur leben, können sich dort kostenlos informieren lassen zu Themen wie Spracherwerb, Einbürgerung, Arbeit, Wohnen, Finanzen, Rassismus oder Diskriminierung. Dies teilte der Stadtrat in einer Medienmitteilung am Montag mit. Gemäss Ausländer- und Integrationsgesetz hat die Stadt Winterthur den Auftrag, Ausländerinnen und Ausländer über die

Lebens- und Arbeitsbedingungen der Schweiz zu informieren und zu beraten, aber auch die ansässige Bevölkerung über die Integrationspolitik und die besondere Situation von Ausländerinnen und Ausländern ins Bild zu setzen. Das respektvolle Zusammenleben würde durch den Zugang zu relevanten Informationen erleichtert, ist die Stadt Winterthur überzeugt. Der Infodesk funktioniert aber nicht nur als Beratungsstelle, sondern nimmt wie ein Seismograph auch Anliegen und Problemstellungen der Unterstützung suchenden Bevölkerung auf, evaluiert und bearbeitet sie. Anfang 2024 wird das Konzept Infodesk dann dank einer Kooperation mit den Winterthurer Bibliotheken auch in ausgesuchten Standorten von Quartierbibliotheken in Betrieb genommen werden. Ziel ist es, möglichst vielen Menschen niederschwellig in ihren Quartieren Zugang zu relevanten Informationen zu ermöglichen. Ebenfalls integriert ist ein Welcomedesk für Neuzuzüger:innen. *mlm.*

Besetzt

Am Montag hat eine Gruppe von Studierenden unter dem Namen «End Fossil» die Uni Basel besetzt. Diese Besetzung soll den Auftakt zu weiteren Besetzungen im Mai sein. Die Studierenden kritisieren, dass die Universität ihre Verantwortung als Ort der Wissenschaft in Zeiten der Klimakrise vernachlässige: «Die Uni pennt, während die Erde brennt», meint Aktivistin Nora Savioni. Sie kritisieren insbesondere die Verstrickungen der Universität mit Pharmakonzernen und Banken. Die Studierenden hinter End Fossil sehen sich in der Tradition der Studierendenauftände von 1968 und der Universitätsbesetzung in Basel 2009. Die Besetzung auf dem Petersplatz soll bis Freitag andauern. *mlm.*

Mehr günstige Wohnungen

Die Baugenossenschaft Im Gut kann 44 zusätzliche günstige Wohnungen anbieten. Dies ist dem Bulletin des Zürcher Stadtrats vom Mittwoch zu entnehmen. Dazu sollen zwei bestehende städtische Baurechte vorzeitig erneuert werden. Die Baugenossenschaft Im Gut ist daran, ihre Wohnsiedlungen an der Gutstrasse in Zürich-Wiedikon schrittweise zu erneuern und zu erweitern. Die rund 70-jährige Bausubstanz ist in schlechtem Zustand, und es können zahlreiche zusätzliche Wohnungen gebaut werden. Der bestehende Masterplan für das Gebiet sieht ein beträchtliches Potenzial für gemeinnützige Wohnungen, einen Doppelkindergarten sowie gemeinschaftliche und publikumsorientierte Nutzungen vor. Zwei Baufelder wurden bereits 2012 und 2014 ersetzt, nun sollen weitere zwei Parzellen folgen. Auf dem ersten Grundstück ist ein Neubau mit 28 Wohnungen vorgesehen. Zwei unter Denkmalschutz stehende Gebäude, darunter ein Wohnhochhaus mit 46 Wohnungen, bleiben stehen und werden instandgesetzt. Der Baurechtszins für dieses Baufeld beträgt rund 69 000 Franken pro Jahr.

Der prognostizierte Baurechtszins für das zweite Grundstück an der Gutstrasse 145 bis 153

beläuft sich auf jährlich rund 67 000 Franken. Dieses Baufeld soll vollständig neu überbaut werden und 72 Wohnungen Platz bieten. Somit ermöglichen die beiden städtischen Baurechte total 146 bezahlbare Wohnungen – das sind 44 mehr als heute. Eine 4,5-Zimmer-Wohnung kostet voraussichtlich inklusive Nebenkosten zwischen 2000 und 2150 Franken. Vor diesem Hintergrund möchte der Stadtrat die laufenden Baurechte vorzeitig für weitere 62 Jahre ab Vertragsvollzug erneuern. Über die Gewährung der Baurechte entscheidet der Gemeinderat. *mlm.*

Chalberhau im Fokus

Die Kantonsrätinnen Wilma Willi (Grüne, Stadel), Judith Stofer (AL, Dübendorf), Theres Agosti (SP, Turbenthal) und Nathalie Aeschbacher (GLP, Zürich) haben am Montag im Kantonsrat eine Anfrage «betreffend national geschützte Arten in der Chalberhau bei Rümli» eingereicht. Für die im kantonalen Richtplan eingetragene Erweiterung der Deponie Chalberhau von 5 auf zirka 16 Hektaren müssten über 10 Hektaren Wald gerodet werden, schreiben sie. Dazu sei aber zuerst die Bewilligungsfähigkeit mit einer Umweltverträglichkeitsprüfung abschliessend zu klären, halten sie mit Verweis auf die Antwort des Regierungsrats auf eine frühere Anfrage fest, die Wilma Willi zusammen mit Thomas Honegger (Grüne, Greifensee/nicht mehr im Rat) im März 2021 eingereicht hatte.

In der aktuellen Anfrage stellen die vier Kantonsrätinnen fest, dass im Perimeter der Deponieerweiterung «gemäss dem Schweizerischen Informationszentrum für Arten (Info-Species) 13 national prioritäre Arten aus verschiedenen Artengruppen dokumentiert sind. Arten gelten aus Sicht der Artenerhaltung und Artenförderung als national prioritär, wenn sie gefährdet sind oder wenn die Schweiz eine hohe internationale Verantwortung für sie trägt.» Seit sich die Fachstelle Naturschutz und die Abteilung Wald im Rahmen der Ämterkonsultation zur Teilrevision des Richtplans gegen eine Deponieerweiterung ausgesprochen hätten, seien mehr als zwei Jahre vergangen – «und die geplante Rodung bewegt die Bevölkerung weiterhin, wie die kürzlich erfolgte Waldbesetzung durch junge Leute zeigt» (siehe dazu auch P.S. vom 14. April).

Vom Regierungsrat möchten die Kantonsrätinnen nun unter anderem wissen, wie sich dessen Antworten auf die Anfrage vom März 2021, etwa, dass «der hohe ökologische Wert des Waldes erkannt und entsprechend ausgewiesen wurde», mit den Behauptungen der Gemeinde und des Försters vereinbaren liessen. Diese erklärten nämlich, dass der Wald alt sei und ohnehin bald sterben werde. Die Kantonsrätinnen interessiert weiter, welche schützenswerten Arten im Perimeter der geplanten Deponieerweiterung vorkommen und ob eine Schutzabklärung durchgeführt wurde. Sie fragen auch noch, ob vergleichbare alte Eichenbestände im Kanton Zürich verbreitet seien, wie ihr Bestand langfristig gesichert werde und ob ein Ersatz der Naturwerte dieses Waldes möglich sei. *nic.*

OPER THEATER KONZERT

Werben auch Sie hier für Ihre Veranstaltung:
kulturmagnet.live

OPERNHAUS ZÜRICH

044 268 66 66, opernhaus.ch

Fr 12. Mai, 19.00, Opernhaus

Die Zauberflöte

Oper von Wolfgang Amadeus Mozart
19.00, Theater Winterthur

Serse

Oper von Georg Friedrich Händel

Sa 13. Mai, 19.00, Opernhaus

Roméo et Juliette

Oper von Charles Gounod

23.00, Opernhaus

Nachtkino: Romeo und Julia

So 14. Mai, 14.00, Opernhaus

Orphée et Euridice

Oper von Christoph Willibald Gluck

14.30, Theater Winterthur

Serse

Oper von Georg Friedrich Händel

20.00, Opernhaus

The Cellist

Ballett von Cathy Marston

THEATER

SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

044 258 77 77, schauspielhaus.ch

Fr 12. Mai, 19.15, Pfauen-Kammer. morgen,

ранок, صباح, tomorrow von und mit:

Jugendclub 1. Premiere. 20.00, Pfauen

Antigone in Butscha von Pavlo Arie

Sa 13. Mai, 19.15, Pfauen-Kammer. morgen,

ранок, صباح, tomorrow von und mit:

Jugendclub 1. 20.00, Pfauen. Der Besuch

der alten Dame von Friedrich Dürrenmatt

20.15, Schiffbau-Box. Medea* nach

Euripides

So 14. Mai, 16.00, Pfauen. Gier von Sarah

Kane. 19.15, Pfauen-Kammer. morgen,

ранок, صباح, tomorrow von und mit:

Jugendclub 1

THEATER AM HECHTPLATZ

044 415 15 15, theaterhechtplatz.ch

Fr 12. Mai, 19.30. Komödie mit Banküberfall

Sa 20. & So 21. Mai, Sa 19.30 / So 18.00

Charles Nguela

KONZERT

TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH

044 206 34 34, tonhalle-orchester.ch, Tonhalle Zürich

So 14. Mai, 11.15, TZ

Kammermusik-Matinee

Musiker*innen des TOZ

Haydn, Schönberg

So 21. Mai, 17.00, TZ

Publikumsorchester Christopher Morris

Whiting, Leitung; Musiker*innen des

TOZ; Andreas Janke, Violine

Lalo, Holst

Mo 22. Mai, 19.30, TZ

Série jeunes

Jeneba Kanneh-Mason, Klavier

Schostakowitsch, Beethoven, Prokofjew

NEUE KONZERTREIHE ZÜRICH

Tonhalle-Billettkasse Tel. 044 206 34 34, hochuli-konzert.ch

MORGEN Sa 13. Mai, 18.30, Tonhalle

Grigory Sokolov, Klavier Letzte Karten

H. Purcell & W. A. Mozart



250 JAHRE HANS GEORG NÄGELI

www.hgn250.ch

Fr 26. Mai, 19.30, Tonhalle Zürich

Festkonzert unter dem Matronat der Stadt-
präsidentin Zürich

COLLEGIUM NOVUM ZÜRICH

www.cnz.ch

So 21. Mai, 17.00, Helferei

around Edgar Varèse, William Blank,
Rebecca Saunders und Eleni Ralli (UA)

GLARISEGGER CHOR

glariseggerchor.ch

Sa 13. Mai, 17.00, Goetheanum, Dornach

So 14. Mai, 17.00, Dreispitz, Kreuzlingen

Mi 17. Mai, 19.30, Tonhalle, Zürich

VERDI: REQUIEM

Zürcher Symphoniker, Ltg.: Heinz Bähler



ZÜRCHER KONZERTCHOR

+41 44 552 59 00, www.zuercherkonzertchor.ch

Di 16. Mai, 19.30, Tonhalle Zürich

Joseph Haydn: DIE JAHRESZEITEN

Mit Klaus Mertens (Bass), Franziska

Heinzen (Sopran), Luca Bernard (Tenor)

und dem Zürcher Kammerorchester,

Leitung André Fischer

SWISS ORCHESTRA

0900 441 441 (CHF 1.- /Min.), swissorchestra.ch

So 14. Mai, 17.00, Tonhalle Zürich

Swiss Dreams

Lena-Lisa Wüstendörfer (Leitung)

Michael Barenboim (Violine)

Programm: Vivaldi, Suter, Mendelssohn,

Templeton Strong

MEISTERINTERPRETEN

meisterinterpreten.ch, Karten: 044 206 34 34

Fr 12. Mai, 19.30, Tonhalle Zürich

Krystian Zimerman - Klavierrezital

Werke von Bach und Szymanowski



MUSIK.KUNST.JOHANNESKIRCHE

044 275 20 10, www.johannes-kirche.ch

So 14. Mai, 17.00, Johanneskirche

Zürcher Abendmusik Werke von Bruhns,

Buxtehude und Schütz. Eintritt frei

MUSIKPODIUM

044 412 34 23, stadt-zuerich.ch/kultur

Fr 12. Mai, 19.30, Citykirche St. Jakob

Osizlot mit Luc Gut & Rolf Hellat,

Sensor-Klangobjekte & Tenorflöte

Sa 13. Mai, 20.45, Filmpodium

Kino-Konzert Werke von Martin Jaggi/

Adrian Kelterborn & Bernhard Lang mit

soyuz21 & Sarah Maria Sun

ZÜRCHER KAMMERORCHESTER

+41 44 552 59 00, www.zko.ch

Fr 26. Mai, 19.30, Kunsthaus Zürich

Beim WANDELKONZERT musikalisch be-

gleitet zwischen den Kunstepochen im
Chipperfield-Bau wandeln; mit Werken
von Dvořák, Glass, Hendrix, Ravel, Suk u.a.

Lösungswort Aprilrätsel: FLAT EARTHER glaubt die Erde sei flach

Waagrecht: 4. FLUGGESELLSCHAFT 12. Elisabeth BAUME-SCHNEIDER
18. MAI 19. GRAPHIT 20. NEREIDEN 21. ROSA Luxemburg 22. EUTER
23. SOS Mayday 24. Rush oder Happy HOUR 25. RANCH 26. KREML
27. AKNE 29. JUD Süß, ein antisemitischer Film 30. LUMPEN 31. NIN-
JA Turtles 32. TRETEN 33. JOE Biden 34. Harry POTTER engl. für Töpfer
35. KEINER 36. ST. TROPEZ 37. UELI ein Basler Bier 38. ESTATE ital. für
Sommer, engl. für Anwesen 39. SEELSORGE

Senkrecht: 1. FLUGSAURIER 2. FECHTKUNST Musketen 3. CAMION-
NEURE 4. FAVORITEN Quartier von Wien 5. UMRANDEN um Randen
6. GEAECHTET 7. ENTREPOTS Zollfreilager 8. LINOLdruck 9. Miguel de
CERVANTES 10. FAD 11. TIERFALLE 13. Peter SPUHLER 14. HIERMIT
erkläre ich euch ... 15. EISMEER 16. DESKTOP 17. REHKITZ 28. EIRE Ir-
land 34. POET

Je zwei Eintrittskarten für die Ausstellung «Re-Orientations» im Kunsthaus Zürich gewonnen haben: Lorenz Hurni, Baden und Doris Homberger, Wald.



Ich bestelle

- Probeabo 5 Wochen kostenlos
- Jahresabo für 230 Franken
- Gönner:innenabo ab 300 Franken
- Abo für Menschen mit wenig Geld, 100 Franken

Name / Vorname

Strasse / Postfach

PLZ / Ort

Bitte ausfüllen und
einsenden an:

P.S. Verlag, Hohlstrasse 216,
8004 Zürich oder
aboservice@pszeitung.ch

Fragwürdig

Als Jugendliche hatte ich mal ein Gespräch mit einer Mitschülerin über Zukunftspläne, und ich war damals ganz verblüfft über ihre Antwort. Sie sagte nämlich, dass sie Lehrerin werden wolle, weil man da gut Teilzeit arbeiten kann, wenn man mal Kinder hat. Wir waren damals vielleicht 15, ich weiss es nicht mehr so ganz genau. Aber ich kann mich genau erinnern, dass ich die Antwort überhaupt nicht verstanden habe, weil es mir so irrational schien, seine ganze Zukunftsplanung an einem Ereignis aufzuhängen, von dem man ja gar nicht weiss, ob es eintreffen wird. Das wäre mir nie in den Sinn gekommen, zumal ich damals auch komplett überzeugt war, dass ich niemals heiraten oder Kinder kriegen würde. Ich habe das auch immer so gehandhabt, man überquert die Brücke, wenn man da ist, wie es im Englischen so schön heisst, und ich bin damit nicht schlecht gefahren. Nur – ob das wirklich die rationalere Überlegung ist als diejenige meiner Schulkollegin ist eine ganz andere Frage.

Nun ist meine Jugend doch länger her, aber immer noch ist anscheinend für viele Frauen die Frage der Vereinbarkeit zentral in ihrer Zukunftsplanung. Die Ergebnisse der Studie von Ökonomin Margrit Osterloh und Soziologin Katja Rost, über die die *«Sonntags-Zeitung»* berichtete, haben mich daher nicht fundamental überrascht. Diese ist zum Schluss gekommen, dass bei vielen Studentinnen noch traditionelle Geschlechterrollen vorherrschen und dass die Mehrheit angibt, nach der Familiengründung Teilzeit und nicht Vollzeit arbeiten zu wollen. Das entspricht auch dem, was mehrheitlich in der Schweiz gelebt wird. Es wäre eher überraschend, wenn Studentinnen total anders ticken würden als alle anderen. Die Präferenz für Teilzeit ist noch stärker bei Studentinnen in weiblich dominierten Fächern. Auch das erscheint plausibel, wie das Beispiel meiner Schulfreundin zeigt: Wer eine Familie gründen und Teilzeit ar-

Erschwerend dazu kommt, dass eine akademische Karriere noch ein paar besondere Anforderungen mit sich bringt, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zusätzlich erschweren.

beiten will, sucht sich vielleicht auch ein Berufsfeld, in dem das möglich ist.

Die Studie und deren Befunde wurden sehr rasch kritisiert. Das eine Problem ist, dass sie gar noch nicht publiziert wurde und auch noch nicht

fertig ist. Das heisst, die Ergebnisse sind zum jetzigen Zeitpunkt nicht überprüfbar. Ebenso wurde in einem Artikel auf *«Watson»* kritisiert, dass die Fragen zum Teil tendenziös sind. Das Hauptproblem liegt aber vor allem in der Interpretation der Ergebnisse, wie sie Studienautorin Osterloh zu einem Teil, aber insbesondere *«Sonntags-Zeitung»*-Autor Rico Bandle vornimmt. Das Ganze wird dann nämlich betitelt mit *«Die meisten Studentinnen wollen lieber einen erfolgreichen Mann als selber Karriere machen»*, was suggeriert, dass die meisten Studentinnen eigentlich bloss studieren, um sich die Zeit totzuschlagen, bis sie sich einen reichen Mann geangelt haben. Und das gibt die Studie, mindestens soweit man dies aus den Artikeln zum Thema entnehmen kann (sie ist ja noch nicht publiziert), dann doch nicht ganz her.

Die Hauptautorinnen Osterloh und Rost kommen aufgrund der Ergebnisse zum Schluss, dass frauenfördernde Massnahmen wie Quoten oder familienfreundliche Bedingungen nichts bringen würden, um die Anzahl von weiblichen Professorinnen zu steigern, da die Frauen selber die Ambition für eine wissenschaftliche Karriere nicht mitbringen. Was wir aber nicht wissen ist, ob die Frauen die Ambition nicht haben, weil sie grundsätzlich weniger Ambitionen haben, oder weil die Bedingungen nicht gegeben sind. Das gibt auch Osterloh gegenüber Watson zu: *«Wir kennen die Richtung der Kausalität nicht, die kann man aus der Studie nicht ableiten. Wenn die Strukturen in der Gesellschaft anders wären, wäre es möglich, dass etwas anderes herauskommt.»*

Erschwerend dazu kommt, dass eine akademische Karriere noch ein paar besondere Anforderungen mit sich bringt, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zusätzlich erschweren. Denn nach einem Studium müssen künftige Professorinnen noch ein Doktorat, dann ein sogenanntes Post-Doc an einer ausländischen Universität anhängen, um dann allenfalls im Idealfall eine Assistenz- oder Juniorprofessur an einer Universität finden zu können. Diese Stellen sind allerdings rar, viele Nachwuchsforscher:innen arbeiten in befristeten und teilweise prekären Arbeitsverhältnissen. Wenn dann alles rund läuft, dann kommt irgendwann die Chance auf eine ordentliche Professur. Bei vielen klappt es allerdings auch nicht.

Diese akademischen Lehr- und Wanderjahre fallen allerdings auch gerade in jene Lebensphase, in der viele über eine Familiengründung nachdenken, was nicht ganz so trivial ist, wenn es darum gehen sollte, dass man vielleicht eine Forschungsstelle an einer ausländischen Universität annehmen sollte, wo es aber keine beruflichen Perspektiven für den Partner oder die Partnerin gibt. Dass da viele (und nicht nur Frauen) darauf verzichten, ist gut nachvollziehbar. Zumal es ja auch Karriere-möglichkeiten jenseits der Wissenschaft gibt, die vielleicht auch familienfreundlicher sind, da man

durchaus auch mit Teilzeitarbeit Karriere machen kann (oder wenigstens können sollte).

Es liegt in der Natur der Wissenschaft, dass es unterschiedliche Interpretationen derselben Inhalte gibt, dass es Studien gibt mit unterschiedlichen Resultaten und dass auch Wissenschaftler:innen nicht frei sind von eigenen politischen Vorstellungen. Das ist alles nicht grundsätzlich problematisch und kann und soll auch diskutiert werden. Man muss sich selbstverständlich auch Einschätzungen aussetzen, die nicht der eigenen entsprechen und die einen vielleicht sogar dazu bringen, seine bisherige Meinung zu überdenken. Das bedingt aber, dass eine kritische Auseinandersetzung überhaupt stattfinden kann. Die Studienautorinnen haben sich insofern keinen Gefallen damit gemacht, die Studie nicht vollständig und fertig zu veröffentlichen – denn so wird die Studie

Zu beidem gäbe es etliche Punkte, die man durchaus diskutieren könnte – nur hat man ein wenig den Verdacht, dass es auch eher darum geht, im vermeintlich journalistisch-objektiven Gewand eigene politische Haltungen zu platzieren.

lediglich zur politischen Glaubensfrage, die man sehr leicht abtun kann.

In der gleichen Ausgabe der *«Sonntags-Zeitung»* erklärt ETH-Professor Andreas Züttel, warum das Klimaschutzgesetz kontraproduktiv ist, und ein anonymer Seklehrer und Schulleiterin Yasmine Bourgeois (die auch noch FDP-Gemeinderätin ist, was im Artikel nicht steht), dass die integrative Schule gescheitert ist und es immer mehr verhaltensauffällige Kinder hat. Zu beidem gäbe es etliche Punkte, die man durchaus diskutieren könnte – nur hat man ein wenig den Verdacht, dass es auch hier nicht darum geht. Sondern eher darum, im vermeintlich journalistisch-objektiven Gewand eigene politische Haltungen zu platzieren.



Min Li Marti

Spendenaktion: Stand der Dinge

Vor rund zwei Monaten ist die erste P.S.-Ausgabe im neuen Design erschienen. Angesichts der Rückmeldungen im Posteingang scheint es Ihnen zu gefallen, was uns sehr freut. Mit dem Redesign wurde zudem auch die jetzige Spendenaktion lanciert, zu der wir nun etwas konkreter informieren wollen. Bisher haben Sie uns mit einer Summe von 42.283 Franken unterstützt. Rund 20.000 Franken hatten wir bereits für die Entwicklung des Redesigns ausgegeben. Was ausgegeben wurde, haben Sie gedeckt. Wir können deshalb mit der Entwicklung der angekündigten Neuerungen beginnen.

Zunächst geht es um etwas, was Sie als Abonnent:innen auch betrifft, insbesondere aber unsere internen Prozesse: die Abonnementsverwaltung. Stand heute werden neu gelöste Abos von uns manuell in unsere Datenbank eingetragen. Das kostet viel Zeit und Nerven. Die Automatisierung dieses Prozesses in Verbindung mit einer Anbindung an die Website würde die administrativen Abläufe wesentlich vereinfachen. Das wäre nicht nur nice-to-have, sondern langfristig zwingend – wir können nicht ewig mit einem System arbeiten, von dem wir nicht wissen, wie lange es technisch überhaupt noch durchhält. Für Sie hätte das auch Vorteile: Mit einem Login auf der Website hätten Sie Zugang zu Ihren Daten und deren Verwaltung. Unterstützung bei Adressänderungen o.Ä. bekommen Sie selbstverständlich auch in Zukunft. Kostenpunkt der Entwicklung: ca. 10.000 bis 15.000 Franken.

Diese neue Abonnementsverwaltung würde weiter auch einige Türen öffnen. Zum Beispiel beim Archiv. Mit einer neuen Aboverwaltung

könnte das Zeitungsarchiv auch die aktuellen Ausgaben beinhalten, die im Abo inkludiert kostenlos gelesen werden oder ohne Abo einzeln als PDF gekauft werden können.

Weiter soll auch das Artikelarchiv erweitert werden. Zunächst könnte die Suchfunktion auf der P.S.-Website so ausgebaut werden, dass auch eine Volltextsuche im Zeitungsarchiv, also in den PDFs, möglich wird. Für die online geschalteten Artikel wollen wir die Suchfunktion so ausbauen, dass nach Überthemen gefiltert werden kann, wobei die Inhalte zu Dossiers zusammengestellt werden. Kostenpunkt: ca. 5.000 bis 10.000 Franken.

Mit dem Betrag, der durch Ihre Unterstützung bis jetzt zusammengekommen ist, können wir die Entwicklung dieser zwei Neuerungen nun angehen. Es gibt aber auch noch einiges an Zukunftsmusik.

Zum Beispiel im Rahmen eines Projekts, bei dem wir bereits mitmachen. Das Medienökosystem «WePublish» hat sich zum Ziel gesetzt, dass Medien unkompliziert Artikel untereinander zur Zweitpublikation austauschen können. Die partizipierenden unabhängigen Medien können bereits heute P.S.-Artikel via «WePublish» zweitpublizieren – umgekehrt allerdings noch nicht. Dafür fehlt eine Anbindung an die P.S.-Website. Eine vollständige Partizipation würde nicht nur heissen, dass wir auch unter der Woche einige interessante Online-Inhalte publizieren können, sondern fördert auch die Kollaboration mit anderen Medien. Diesbezüglich stehen wir mit Stiftungen in Kontakt, die sich eventuell an der Finanzierung der Anbindung, die «WePublish» entwickeln müsste,

beteiligen würden. Kostenpunkt (sehr grob geschätzt): ca. 15.000 Franken.

Ob wir das anfangs gesetzte Spendenziel erreichen, ist fraglich. Werbemassnahmen zur besseren Verbreitung wären wichtig, lassen die Kosten aber in die Höhe schnellen. Deshalb haben wir redimensioniert: Ab ca. 60.000 Franken Spendensumme können wir uns überlegen, ob wir die Website komplett neu aufbauen. Dadurch wären auch die Entwicklungskosten neuer Funktionen niedriger. Was nun aber bereits in Arbeit ist, wäre aber sehr wichtig, deshalb hoffen wir, dass der letzte Drittel noch zusammenkommt. So viel braucht es dafür nicht: Wenn Sie alle nur schon je 20 Franken spenden, hätten wir die redimensionierte Summe bereits übertroffen. Gerne können Sie auch weitere Ideen einbringen, wenn Sie sich eine ganz bestimmte Funktion auf der Website schon lange wünschen – schreiben Sie uns einfach.

Vielen Dank für Ihre bisherige und zukünftige Unterstützung, Ihr Engagement und Ihre Treue zum P.S. Wir hoffen, es ist Ihnen ebenso ein Anliegen wie uns, diese kleine, linke Wochenzeitung gut für die Zukunft aufzustellen. Über den Stand der Spendenaktion informieren wir regelmässig hier sowie auch online.

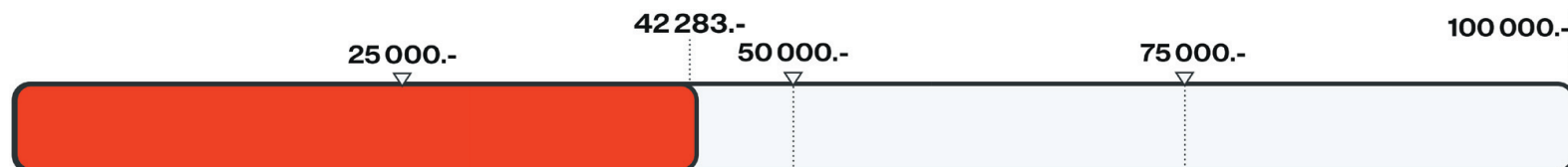
Herzlich grüsst,
Das P.S.-Team



Spenden gerne per QR-Code:

Oder hier: www.pszeitung.ch/spenden

Oder hier: CH40 0900 0000 8756 9389 2



Cartoon by Roman Prelicz



Ja zu einem würdigen Leben

Zuerst das Positive vorweg: Die Arbeitslosenquote in der Schweiz ist auf einem Tiefpunkt von zwei Prozent angelangt. Das ist quasi eine Vollbeschäftigung. Wie gesagt, das ist erfreulich, und wir könnten nun sagen: Alles paletti, den Menschen in der Schweiz geht es finanziell gut, alle haben einen Job und verdienen das entsprechende Geld zum Leben. Aber genau da fängt es an: Verdienen denn alle wirklich genug Geld in ihren Jobs, welches auch zum Leben reicht?

Diese Frage ist leider für eine nicht geringe Anzahl Erwerbstätiger nicht einfach mit einem Ja zu beantworten. Im Jahr 2021 waren in der Schweiz nämlich 745 000 Menschen armutsbetroffen, und davon sind 157 000 trotz Erwerbsarbeit arm – sie sind sogenannte Working Poor.

Es zeigt sich also, dass Menschen in diesem Land zwar vielfach eine Arbeit haben, aber diese bei einer doch beträchtlichen Zahl schlicht und einfach so schlecht bezahlt ist, dass das Einkommen für ein menschenwürdiges Leben in der Schweiz nicht reicht! Gerade wer über keine

Gerade wer über keine anerkannte Ausbildung verfügt, muss meist in prekären Jobs, zu einem tiefen Lohn und in tiefen Pensen arbeiten.

anerkannte Ausbildung verfügt, hat geringere Chancen auf ein existenzsicherndes Einkommen und muss meist in prekären Jobs, zu einem tiefen Lohn und in tiefen Pensen arbeiten.

Gerade im Kanton Zürich und in dessen beiden grössten Städten Zü-

rich und Winterthur, wo die Lebenshaltungskosten im Vergleich zur restlichen Schweiz nochmals höher sind, leben 17 000 beziehungsweise 3600 Menschen mit einem Einkommen von weniger als 4000 Franken im Monat – davon sind ca. zwei Drittel Frauen!

Wie soll hiervon die Miete, der Lebensunterhalt und eine soziale Teilhabe am Leben bezahlt werden können? Das ist faktisch unmöglich. Und es kann und darf nicht sein, dass wir im wirtschaftsstärksten Kanton der sowieso schon sehr reichen Schweiz einen solchen Zustand tolerieren. Es braucht nun dringend einen Mindestlohn von 23 Franken, welcher in etwa einem monatlichen Einkommen von 4000 Franken entspricht. Ein Mindestlohn von 23 Franken ist kein Luxus, nein, es ist das absolute Minimum! Ein solcher Stundenlohn sichert bei Vollzeitarbeit gerade mal ein Leben auf dem Niveau von Ergänzungsleistungen.

Neben der eigentlich selbstverständlichen Existenzsicherung von erwerbstätigen Menschen hat der Mindestlohn aber auch noch einen positiven Nebeneffekt auf unsere Wirtschaft: Ein Mindestlohn steigert nämlich die Kaufkraft, denn statistisch gesehen investieren Menschen mit geringem Einkommen ihre Lohnerhöhung viel wahrscheinlicher in den Konsum als Topverdiener:innen oder Firmen.

Machen wir es den beiden Städten Basel und Genf nach, welche bereits einen Mindestlohn kennen. Machen wir es am 18. Juni möglich und stimmen wir in der Stadt Winterthur und Zürich der Mindestlohninitiative «Ein Lohn zum Leben» zu!

Unternehmung im Verantwortungseigentum

Unsere gelebte Realität der aktuellen Wirtschaft, die auf immerwährendes Wachstum und Profitmaximierung ausgerichtet ist, ist ursächlich für unerträgliche finanzielle Ungleichheiten, die globale Erwärmung und die anhaltende Zerstörung der biologischen Vielfalt. Es liegt auf der Hand, dass wir neue Wege gehen müssen, um diese Strukturen zu verändern. Das Verantwortungseigentum könnte uns dabei helfen.

Verantwortungseigentum ist eine wiederentdeckte Form der Beteiligungsstruktur an einer Kapitalgesellschaft (AG oder GmbH). Zwei Merkmale sind dabei besonders hervorzuheben: Einerseits weist das Verantwortungseigentum eine Unabhängigkeit zu den Kapitalgeber:innen aus, und andererseits wird die Wertorientierung in den Statuten und somit in der DNA des Unternehmens unveränderbar verankert.

In der Praxis bedeutet dies, dass das Stimmrecht nicht an die Höhe der Investition gebunden ist. In der Regel wird ein Kopfstimmrecht eingeführt. Darüber hinaus wird in den Statuten eine Gewinnausschüttung

noch ein Mittel zum Zweck. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zur traditionellen Ausrichtung aktuell bestehender Aktiengesellschaften oder GmbH, welche in aller Regel auf Gewinnmaximierung und Steigerung des Unternehmenswerts ausgerichtet sind.

Darüber hinaus wird das Selbstbestimmungsprinzip hochgehalten. Dies bedeutet, dass primär nur Personen stimmberechtigt sind, welche eng mit dem Unternehmen oder der Erfüllung des Zwecks verbunden sind. So wird sichergestellt, dass Entscheidungen, die das Unternehmen betreffen, nicht von anonymen Kapitalgeber:innen getroffen werden, sondern von den Arbeitnehmer:innen und den Verantwortungseigentümer:innen. Folglich ist das Unternehmen im Verantwortungseigentum im Sinn und Geist einer Stiftung oder Genossenschaft näher, hat jedoch das juristische Kleid einer Kapitalgesellschaft und somit ihrer Fähigkeiten, Kapital zu beschaffen und flexibel aufzutreten.

Wir stehen noch ganz am Anfang dieser neuen Form, Eigentum gesellschaftsrechtlich zu strukturieren. Die ersten Gründungen sind in der Schweiz bereits erfolgt, und wir durften eine davon juristisch begleiten.

Es liegt Pioniergeist in der Luft, vieles ist noch unklar und muss mit den bestehenden rechtlichen Instrumenten erarbeitet werden. Doch wenn das Verantwortungseigentum in der Schweiz Wurzel schlägt, besteht eine Chance, dass in der Zukunft ein neuer Unternehmenstypus entsteht, der die wirtschaftlichen Eigentumsverhältnisse neu ausrichtet und so dazu beiträgt, Gesellschaft im ökonomischen Sinne nachhaltiger, gerechter und partizipativer zu gestalten.

Damit rückt die Gewinnerzielung in den Hintergrund und ist nur noch ein Mittel zum Zweck.

untersagt oder auf ein niedriges Niveau begrenzt. Dadurch werden die Gewinne der Unternehmung nicht privatisiert, sondern bleiben im Unternehmen gebunden und werden zur Erreichung des Unternehmenszwecks eingesetzt.

Damit rückt die Gewinnerzielung in den Hintergrund und ist nur



Andi Daurù,
Co-Präsident SP Kanton Zürich



Simon Meyer,
Co-Präsident Grüne Kanton Zürich

«Schwamendingen ist nicht so geschniegelt wie der Rest von Zürich»

Während es für die einen ein Problemviertel ist, feiern die anderen die kulturelle Vielfalt, die in Schwamendingen gelebt wird. Für den Filmmacher Raoul Meier ist klar: Sein Zuhause ist so, wie eine Stadt sein sollte. Unverblümt – also offen, ehrlich, direkt. Im Gespräch mit dem Filmmacher geht Lara Blatter dem Ruf des Zürcher Kreises 12 auf die Spur.

Will man über Schwamendingen sprechen und das Quartier verstehen, soll man mit der kürzlich verstorbenen Quartiervereinspräsidentin Maya Burri sprechen. Das sagten viele Bewohner:innen des Kreises 12. Jetzt sitze ich hier mit Ihnen. Wer war Maya Burri?

Raoul Meier: Sie wusste alles und kannte alle im Quartier, bei ihr liefen die Fäden zusammen. Für mich ist sie die Königin von Schwamendingen und zwar nicht im hierarchischen Sinne, dass sie alles regierte. Sie hat ihre Meinung stets deutlich kundgetan, aber gleichzeitig war sie eine leidenschaftliche Schwamendingerin, die einen Grossteil ihrer Energie ins Quartier investierte. Als SP-Politikerin frass sie den Narren am Quartier, sie war 16 Jahre lang für die SP im Gemeinderat.

Im Kreis 12 ist die SP, seit es den Kreis gibt, die stärkste Partei. Dennoch galt der Kreis lange als SVP-Hochburg der Stadt Zürich, wobei deren Wähler:innenanteil seit den letzten beiden Gemeinderatswahlen rapide sank. 2014 wählten noch knapp 28,6 Prozent die Volkspartei, 2022 waren es schon zehn Prozent weniger.

Die Parteien agieren hier nicht nur gegeneinander. Man findet auch zwischen rechts und links immer einen Kompromiss. Dafür hat sich Maya Burri eingesetzt. Ging es etwa um den Abbau von Parkplätzen, so vertrat sie in erster Linie das Quartier und war nicht immer der gleichen Meinung wie die Partei, für die sie politisierte. Zudem ist auch die Chilbi ein wichtiges Bindeglied für die Parteien. Der Austausch zwischen SVP und SP geschieht an der Chilbi, ziemlich ungezwungen am Bratwurststand.

Warum ist die Chilbi, die es seit 1972 gibt, so wichtig?

Die Schwamendinger Chilbi ist der heilige Gral. Von der Pfadi über den türkischen Elternverein bis hin zur SVP sind alle da. Es ist keine «normale» Chilbi, sie ist ein Gemisch aus Chilbi, Klassenzusammenkunft, Politik und Vereinskultur. Das macht den Anlass so speziell. Und sie ist

nicht so professionell und kommerzialisiert. Damit alle an der Chilbi sein können, gibt es einen Preisdeckel: Zehn Franken für ein Bier geht nicht.

Nebst der Chilbi hat Schwamendingen sogar eine eigene Dokumentation.

Ja, zum 50. Jubiläum des Kreises 12 habe ich 2021 zusammen mit Matthes Schaller die Doku «K12 – Der Film» gedreht. Im Zuge dessen haben wir mit Bewohner:innen, Stadtentwickler:innen und Architekt:innen gesprochen und wollten so aufzeigen, wie sich das einstige Bauerndorf zu einer kleinen Stadt entwickelte. In Schwamendingen prallen so viele Realitäten aufeinander. Zum Beispiel haben wir einen der wenigen Landwirte von Schwamendingen interviewt und waren mit einer Musikerin unterwegs, die bereits als Teenager übers Quartier rappte und davon singt, «wie krass» der Kreis 12 ist.

Wollten Sie mit der Doku mit Vorurteilen aufräumen?

Die Vorurteile waren der Antrieb für das Projekt. Aber wir wollten auch aufzeigen, wie sich das

«Schwamendingen mag nach aussen vielleicht asozial wirken, aber es muss einen nicht kümmern, wie man aussieht – das ist auch Lebensqualität.»

Raoul Meier

Quartier verändert. Heute entwickelt sich der ganze Kreis 12 zu einem modernen und anonymen Vorstadtquartier. Es wird verdichtet und immer mehr Menschen wohnen hier. Schwamendingen wird seine romantische alte Identität wohl kaum behalten.

Was ist denn die Identität von Schwamendingen?

Die Menschen und die Vereine. Es gab früher mal einen Stripclub, einen Jelmoli und ein Kino. Alle Betriebe haben aber nicht überlebt. Der Kreis 12 ist ein Wohnquartier. Mit dem Wachstum wird es vielleicht das eine oder andere kulturelle Angebot mehr geben, aber damit das Quartier seinen Charme behält, braucht es vor allem Vereine oder andere Initiativen der Bewohner:innen. Sie bringen die Menschen zusammen. Lange war es selbstverständlich, dass man sich engagiert. Heute hat kaum mehr jemand Zeit für Freiwilligenarbeit. Das Vereinssterben betrifft zwar nicht nur den Kreis 12, das Phänomen ist in der ganzen Schweiz zu beobachten, aber für Schwamendingen ist es besonders gefährlich. Ein gutes Beispiel ist die Chilbi, wir finden nur schwer genügend Vereine, welche sie mitgestalten.

Schwamendingen sei grossstädtischer als Zürichs Innenstadt, heisst es in der Dokumentation. Wieso?

Schwamendingen ist ein unverkrampftes Quartier. In der Doku beschreibt das eine Zuzügerin aus Holland damit, dass die Menschen wie in amerikanischen Grossstädten in Trainerhosen einkaufen gehen. Das mag nach aussen vielleicht asozial wirken, aber es muss einen nicht kümmern, wie man aussieht – das ist auch Lebensqualität. Schwamendingen ist nicht so geschniegelt wie der Rest von Zürich.

Amerikanische Grossstadt ist ein gutes Stichwort. Die «Bronx von Zürich» wird der Kreis 12 auch genannt. Oder Bauerndorf, Gartenstadt, Aufsteiger:innenquartier, Armenviertel, Vorstadt – Schwamendingen scheint sehr viele Zuschreibungen zu haben.

Es ist jedenfalls divers. Für die Dokumentation haben wir mit vielen migrantischen Menschen gesprochen. Und mir wurde bewusst: Es gibt auch ein anderes Schwamendingen als nur die idyllische Gartenstadt. Einer erzählte, dass man, wenn man von hier stammt, sich doppelt beweisen müs-

se. Die Postleitzahl sei bei ihm in Kombination mit einem nicht typisch schweizerischen Namen bei Bewerbungen immer wieder ein Problem gewesen. Die Rapperin Dara Deep hat mir nochmals ein anderes Bild vermittelt. Sie erzählte von Gruppen und Gangs, die dealten und den Schwamendingerplatz beherrschten. Das darf man nicht unterschätzen. Aber auf der anderen Seite, wo gibt es das in Zürich nicht?

Noch führt Schwamendingen nicht die Hitparade der Zürcher Quartiere an. Haben Sie Bedenken, dass Schwamendingen bald cool ist und alle hier wohnen wollen?

Nein. Es ist eine romantische Vorstellung, dass etwas so bleibt, wie es war. Zudem sind auch diese Vorstellungen immer etwas verklärt. Wir trauern einem alten Schwamendingen nach, aber das ist nunmal die normale Entwicklung einer Stadt, die wächst. Das können wir nicht stoppen. Aber ich habe Angst vor der Anonymität. Der dörfliche Charakter mit der Chilbi, der sozialen Durchmischung und den Vereinen sorgt, gespickt mit dem schlechten Ruf, für einen ganz besonderen Zusammenhalt.

Mit der Einhausung der Autobahn werden zwei Quartiere – Schwamendingen Mitte und Saatlen – verbunden, der Stadtteil wird ruhiger, teurer und beliebter. Seit 20 Jahren ist der Deckel über die Autobahn, der die Planungssünde von früher wieder gut machen soll, ein Thema. Wie ist die Stimmung im Quartier?

Mir war diese Sünde lange nicht bewusst. Ich fuhr früher auch nur durch und nahm das Quar-

«Menschen haben immer Angst vor Abfall und Emissionen. Egal, ob sie vom Auto oder von Teenies kommen.»

Raoul Meier über die Einhausung der A1

tier nicht wahr. Aber als die Autobahn gebaut wurde, war das schlimm – eine Trennung von Saatlen und Schwamendingen, auf die viel Lärm folgte. Jetzt baut man im Nachhinein einen Tunnel über die Strasse, begrünt das Ganze, reisst rundherum alles weg, baut neu und verdichtet. Dass eine solche Entwicklung für Verunsicherung sorgt, ist nur logisch. Witzig ist auch, dass einige Bewohner:innen jetzt wieder besorgt sind wegen neuem Lärm, der durch den neuen Park entstehen könnte. Wer passt auf? Menschen haben immer Angst vor Abfall und Emissionen. Egal, ob sie vom Auto oder von Teenies kommen.

Diverse ausgesteckte Gebäude prägen aktuell das Quartierbild. Baugenossenschaften gehören hier zu den wichtigsten Hausbesitzern – ist das das



Raoul Meier wohnt seit 20 Jahren in Schwamendingen und hat sogar eine Dokumentation über den Kreis 12 gedreht. (Bild: Elio Donauer)

grosse Glück des Kreises 12; werden diese die Gentrifizierung abfedern?

Einen Teil bestimmt. Das ehemalige Bauerndorf wurde im Zuge der Industrialisierung für Arbeiter:innen umgebaut. Durch diese Entwicklung hat der Kreis 12 viele Genossenschaften. Aber auch diese Häuser müssen eines Tages saniert werden und dann müssen sie weg – ufe und meh wird auch hier das Motto sein.

Auch Sie wohnen in einem sehr typischen Reiheneinfamilienhaus. Ebenfalls eine Genossenschaft?

Ja. Ich wohne hier zusammen mit meiner Frau. Seit unsere Tochter ausgezogen ist, ist es unterbelegt – wir müssen raus und eines Tages werden sie diese Häuser abreißen und grössere bauen.

Heisst, Sie werden ebenfalls weg gentrifiziert?

Nein, wir beanspruchen einfach zu zweit zu viel Platz. Aber ich arbeite von zuhause aus, wir haben ein Büro, zwei Etagen, einen Garten – sich nach 20 Jahren jetzt zu verkleinern, ist der Horror. Gleichzeitig verstehe ich die Belegungsvorschrift total. In meinem Garten begegne ich Rehen und Feuersalamandern und in einer Minute bin ich am Bahnhof Stettbach, in sechs Minuten am Bellevue. Ich will nicht weg, der Umzug wird schlimm – wir stecken in einer mittleren Krise.

Werden Sie im Quartier bleiben?

Wohl kaum. Wir werden wohl nichts Vergleichbares mehr finden. Ich bin zwiegespalten, denn eigentlich finde ich den Lokalpatriotismus,

den wir Zürcher:innen an den Tag legen, bieder. Aber auf der anderen Seite ist die Stadt mein Zuhause, ich will nicht wegziehen.

Was hat Sie eigentlich in den Kreis 12 verschlagen? Sind Sie damals dem schlechten Ruf gefolgt?

Ich bin ein klassisches Beispiel eines Alt-Hipie-verwöhnten-Wohlstandskinds, das in den 80er-Jahren auf die Strassen ging und Gutes tun wollte. Ich bin in Albisrieden aufgewachsen, anfangs kam es für mich nicht infrage, nach Schwamendingen zu ziehen. Doch dann packte auch mich der Reiz: Es war ein rohes Quartier, wo du viel mitgestalten konntest, das sozial sehr durchmischt ist. Selten habe ich zudem in Zürich ein derart urbanes Gefühl, als wenn du mit dem Tram durch den Tunnel fährst und am Schwamendingerplatz ankommst. Wie in einer U-Bahn. Dabei führt die Strecke mitten in ein ehemaliges Bauerndorf hinein.

RAOUL MEIER

Der 60-Jährige ist in Albisrieden aufgewachsen und wohnt seit 20 Jahren in Schwamendingen. Raoul Meier arbeitet als selbstständiger Filmemacher. 2006 hat er zusammen mit Matthes Schaller im Zuge eines Image-Workshops der Stadt Zürich zu Schwamendingen das Tele Schwamendingen gegründet, woraus dann das Quartier TV entstand. Seitdem berichtet er über die Zürcher Quartiere und seine Bewohner:innen.

Geheimnisse

Ein Ehepaar erzählt in leicht angeberischem Ton herum, dass sie beide keine Geheimnisse voneinander hätten. Überhaupt gar keine Geheimnisse. Abgesehen davon, dass sich dies nur schwer überprüfen lässt, weckt eine solche Aussage vor allem Mitleid. Wie trostlos muss eine durch und durch geheimnislose Beziehung sein, ist doch gerade das Geheimnisvolle des anderen – bei aller Vertrautheit – das, was uns an ihm (an ihr) fasziniert. Big-Data-Konzerne, die ihre flächendeckenden Überwachungsprojekte damit rechtfertigen, dass ehrliche Menschen ohnehin nichts zu verbergen hätten, verkennen, dass Geheimnisse gewissermassen zur menschlichen Grundausstattung gehören. Ganz im Gegensatz etwa zu Maschinen, deren Verhalten der Kontrolle ihrer Beherrscher voll und ganz offensteht. Totale Überwachung ist schon deshalb menschenfeindlich, weil sie das geheimnisbehaftete Wesen des Menschen missachtet und diesen zur steuerbaren Maschine machen

Gegen die Geheimnisse der finanzkräftigen Profiteure und Polit-Influencer braucht es durchaus eine umfassende Transparenz.

will. Zu unserem Menschsein sind wir somit unverzichtbar auf die Respektierung unserer zutiefst persönlichen Geheimnisse angewiesen.

Reklame



steuern-meili.ch

Steuerberatung
Steuererklärungen
Steuerrecht
Testament & Erbe
Vorsorgeauftrag

persönlich & kompetent

info@steuern-meili.ch +41 44 201 09 31
Mutschellenstrasse 46 8002 Zürich



Geheimnisse gehören zum Menschsein
(Bild: Kristina Flour/unsplash)

Damit sollen aber nun nicht die Geheimnisse der Mächtigen gerechtfertigt werden, die ihre demokratieunterlaufenden Manipulationen und Lobbyaktivitäten vernebeln und mit allerlei Offshore-Konstruktionen Steuern umgehen. Gegen die Geheimnisse der finanzkräftigen Profiteure und Polit-Influencer braucht es durchaus eine umfassende Transparenz. Zu schützen sind dagegen die persönlichen Geheimnisse derjenigen, die als Einzelne ohne finanzielle oder sonstige Macht dastehen. Dass die Abgrenzung zwischen schützenswerten Geheimnissen und verhängnisvollen Macht-Missbrauchs-Geheimnissen nicht immer einfach ist, ist kein Grund, auf eine solche Unterscheidung zu verzichten. In einer Zeit, in der viele Menschen im Internet freiwillig in grossem Umfang Bestandteile ihrer Privatsphäre (letztlich also potenzielle Geheimnisse) preisgeben, leiden auch die zwischenmenschlichen Beziehungen nach und nach unter akuter Geheimnisarmut. Viele Kom-

Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen leiden nach und nach unter akuter Geheimnisarmut.

munikationsinhalte werden ziemlich platt und vorhersehbar. Bald einmal gibt es kaum noch knisternde Vertraulichkeiten oder rätselhaftes Staunen zwischen einzelnen Menschen. Zum besorgniserregenden Geheimnisschwund trägt nicht zuletzt auch die Tatsache bei, dass all die zumeist älteren

Menschen ihre ohnehin nur noch spärlichen Geheimnisse aus früheren Zeiten bei ihrem Ableben bedenkenlos mit sich ins Grab nehmen, was dann in den Friedhöfen umgekehrt zu einer flächendeckenden Geheimnisanreicherung und damit zu einer gesteigert geheimnisvollen Atmosphäre führt. Zur massiven Geheimnisdezimierung tragen sodann auch Projekte wie dasjenige der SBB auf grossen Bahnhofsarealen bei, wo es darum geht, mit Gesichtserkennung alle Bewegungen der Individuen zu verfolgen. Auf diese Weise ist es dann sogar möglich, Geheimnisse, die noch gar keine richtigen Geheimnisse sind, gewissermassen im Keim zu ersticken. Regelrechte Geheimnistöter sind im Weiteren die heute hemmungslos und meist lautstark geführten Handygespräche in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Intimste Details aus dem Beziehungsleben werden schamlos und ungefragt an alle möglichen Mitreisenden hinausposaunt. Fatal auf die Geheimnisvielfalt wirkt sich zudem auch die absehbare Entwicklung aus, dass – angeblich aus Sicherheitsgründen – viele Geheimdienste wohl bald einmal reflexartig alle erdenklichen Geheimnisse aus der Zivilgesellschaft aufsaugen und durch Speicherung in hermetisch

Regelrechte Geheimnistöter sind im Weiteren die heute hemmungslos und meist lautstark geführten Handygespräche in den öffentlichen Verkehrsmitteln.

verschlossenen Geheimdateien dem zwischenmenschlich-alltäglichen Geheimgebrauch entzogen werden. Die ultimative Geheimniskillertechnologie bahnt sich jedoch nicht, wie vermutet, im extrem geheimnisfeindlichen China an, sondern in der Firma Neuralink in San Francisco (Der Spiegel 1/2020), wo auf Initiative von Elon Musk unter dem unverfänglichen Titel «Brain-Computer-Interface» an der Kommunikation zwischen Computer und Gehirn gearbeitet wird, was letztlich (sofern die Sache funktioniert) auf eine Technologie zur Gedankenerkennung und Gedankenkontrolle hinausläuft. Wie der damalige Google-CEO Eric Schmidt schon 2010 verkündete, ist die persönliche Geheimnisphäre ganz offensichtlich ein Auslaufmodell. Der vielgepriesene digitale Fortschritt fordert halt seinen Preis. Man kann als «altmodisch-liberaler Geheimniskrämer» nur noch hoffen, dass dieses «Mind-Control-Projekt» dem Herrn Musk bald einmal krachend um die Ohren fliegen wird.

Christof Brassel

Schöne neue Arbeitswelt?

Die Arbeitswelt wandelt sich stetig und im Zuge der Digitalisierung auch immer rascher, wie eine neue Studie aufzeigt. Vier Berufsfelder sind besonders betroffen.

Nicole Soland

Die am Dienstag in Zürich vorgestellte neuste Studie der Arbeitsmarktbeobachtung Ostschweiz, Aargau, Zug und Zürich (Amosa, siehe auch Infobox) trägt den Titel «Arbeit 4.0. The Future of Work». Sie untersucht den Wandel der Arbeitswelt seit 2010. Im Vorwort umreist Edgar Spieler, Vorsitzender des Steuerungsausschusses sowie stellvertretender Leiter des Amts für Wirtschaft und Arbeit (AWA) des Kantons Zürich und Bereichsleiter Arbeitsmarkt, den inhaltlichen Schwerpunkt schon im ersten Satz: «Wie verändert Digitalisierung unsere Arbeit?» Zur Beantwortung dieser Frage habe die Amosa «vier Berufsfelder identifiziert, die bereits heute oder in naher Zukunft besonders stark von Veränderungen durch Automatisierungsprozesse oder Entwicklungen im Bereich der künstlichen Intelligenz betroffen sein werden». Damit gemeint sind die Berufe der industriellen Produktion, Büro- und Sekretariatsberufe, Marketingberufe sowie Verkaufsberufe im Detailhandel. Diese Berufe seien geprägt durch einen «hohen Routineanteil oder durch ein hohes Anwendungspotenzial für künstliche Intelligenz, welche den Wandel in den Berufsfeldern weiter beschleunigen wird», heisst es in der Medienmitteilung vom Dienstag.

Digital statt analog...

Im ersten Kapitel, «Der Arbeitsmarkt im Wandel», stellen die Studienautor:innen unter der Projektleitung von Amosa-Leiterin Katharina Degen fest, dass der Strukturwandel im Arbeitsmarkt zwar «nicht neu» sei: «Bemerkenswert ist jedoch das Tempo des Wandels, das sich im Vergleich zu früher verschärft haben dürfte.» Zur Frage, wie die Digitalisierung unsere Arbeitswelt beeinflusst, hätten sich in der Wissenschaft zwei Ansätze herauskristallisiert: Gemäss der Polarisierungstheorie führten zunehmende Automatisierungsschritte «vor allem zu Beschäftigungsrückgängen im Bereich des mittleren Qualifikationsniveaus, während die Beschäftigung bei den Gering- und Hochqualifizierten zunimmt». Gemäss der Upgrading-Theorie hingegen «steigt mit der Digitalisierung vor allem die Nachfrage nach höherqualifizierten Arbeitskräften, während die Nachfrage im Bereich der niedrigen und mittleren Qualifikation zurückgeht, da diese Tätigkeiten zunehmend durch technische Errungenschaften übernommen werden können». Laut den Studienautor:innen lässt sich die Beschäftigung im Amosa-Gebiet eher dem Upgrading-Ansatz zuordnen, während beispielsweise im angelsächsischen Raum eher eine Polarisierung am oberen und unteren Ende des Qualifikationsspektrums zu beobachten sei.

...und kognitiv statt manuell

Im zweiten Kapitel der Studie findet sich unter anderem eine Übersicht dazu, wie sich die Tätigkeitsprofile und Kompetenzanforderungen in den Fokusberufen verändert haben. In den Büro- und Sekretariatsberufen sind einige Routinetätigkeiten bereits weggefallen. Bankangestellte etwa müssen heute die Kund:innen vermehrt dabei unterstützen, die neuen digitalen Dienstleistungen und

Wie verändert Digitalisierung unseren Arbeit? Und weshalb gilt es bei der Personalrekrutierung vermehrt auf Kompetenzen statt auf Bildungsabschlüsse zu fokussieren?

Tools anzuwenden. Im Bereich Marketing führt die Entwicklung vom analogen hin zum digitalen Marketing dazu, dass die Mitarbeiter:innen mit den neu dazugekommenen Kanälen, Tools und Messmethoden umgehen müssen. Das mache das Tätigkeitsfeld der Mitarbeiter:innen im Marketing nicht nur «vielfältiger», sondern auch «fragmentierter». Bei den Verkaufsberufen änderte sich zwar die Berufsrolle, aber «ohne harte Brüche und abgehängte Mitarbeiter:innen». Statt Personen, die lediglich Gestelle auffüllten, würden nun Mitarbeiter:innen angestellt, die «vermehrt Mischfunktionen wahrnehmen» und dabei etwa mehr Kund:innenkontakte haben. Dadurch werde der Verkaufsberuf aufgewertet. In der industriellen Produktion schliesslich seien zwar neue digitale Hilfsmittel dazugekommen, doch die Kerntätigkeiten blieben meist unverändert. Bei den Mechaniker:innen fand eine Differenzierung in verschiedene Berufsprofile statt: Arbeiten, die früher eine Person ausführte, sind heute auf drei Berufsprofile verteilt, nämlich Programmierer:innen, Mechaniker:innen mit gewissen Programmierkenntnissen und Maschinenbediener:innen.

Im dritten Kapitel geht es um «Future Skills» beziehungsweise um die Frage, «wo stehen unsere Stellensuchenden?» Dass «digitale Fitness in fast allen Berufen vorausgesetzt» wird, versteht sich heutzutage von selbst. Aber auch «eine hohe Anpassungsfähigkeit, Teamfähigkeit, selbstständiges Arbeiten, die Übernahme von Verantwortung oder die Fähigkeit, Begeisterung zu zeigen, wer-

den auf dem heutigen Arbeitsmarkt regelmässig und in allen Berufsbereichen gefordert». Als «Schlüsselkompetenz mit Entwicklungspotenzial» bezeichnen die Studienautor:innen das lebenslange Lernen. Um in Zukunft arbeitsmarktfähig zu bleiben, rücken neben den berufsbezogenen Fachkompetenzen digitale Kompetenzen und sogenannte Soft Skills, «zwischenmenschliche Kompetenzen», immer stärker ins Zentrum.

Im vierten Kapitel der Studie geht es schliesslich noch um Handlungsfelder und Massnahmen. Speziell erwähnt wird unter anderem das «Erkennen und Fördern von digitalen Kompetenzen», aber auch der «Erhalt der Arbeitsmarktfähigkeit und Förderung von beruflicher Mobilität». Dazu gehört aber auch, «praxisnahe Kompetenzanforderungen» zu definieren und berufliche Quereinstiege zu fördern. «Deshalb sollte bei der Personalrekrutierung vermehrt auf die Fähigkeiten und Kompetenzen der Kandidatinnen und Kandidaten fokussiert werden und weniger stark auf Bildungsabschlüsse», heisst es dazu in der Medienmitteilung.

AMOSA

Die Arbeitsmarktbeobachtung Amosa wurde im Sommer 2002 von der Regionalkonferenz Ost des Verbandes Schweizerischer Arbeitsmarktbehörden (VSAA Ost) gegründet. Dies geschah aus der Erkenntnis heraus, «dass der Arbeitsmarkt keine Kantonsgrenzen kennt», wie ihrer Webseite amosa.net zu entnehmen ist. Seither arbeitet Amosa im Auftrag der Ämter für Wirtschaft und Arbeit der Kantone Aargau, Appenzell Innerrhoden, Appenzell Ausserrhoden, Glarus, Graubünden, Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau, Zug und Zürich. Ihre Aufgabe umschreibt die Amosa wie folgt: «Wir erarbeiten Entscheidungsgrundlagen zur Optimierung und Weiterentwicklung der strategischen Ausrichtung der Vollzugspraxis in den Mitgliedskantonen von Amosa. Dafür erheben wir Informationen zu praxisbezogenen Problemstellungen und analysieren diese wissenschaftlich. Auf Basis der Studienergebnisse entwickeln wir gemeinsam mit unseren Projektpartnern (Behörden, Sozialpartner, Verbände) Massnahmen zur raschen und nachhaltigen Integration von Stellensuchenden in den Arbeitsmarkt.» nic.

Mehr Kommunikation zwischen Gästen und Einheimischen

Das fordert Selma Mahlknecht in ihrem aktuellen Buch und hinterfragt pointiert die Wechselbeziehung zwischen Tourismus und der angestammten Kultur in den Alpen. Aber nicht nur, wie sie im Gespräch mit Urs Heinz Aerni ausführte.

Selma Mahlknecht, Sie stammen aus dem Südtirol, lebten in Chur und Zerneß und nun liegt dieses Buch über Tourismus und die Alpen vor. Was lässt Sie dran bleiben, an den Bergen?

Selma Mahlknecht: Nach wie vor fasziniert mich der Kultur- und Lebensraum Alpen mit seinen zahlreichen Herausforderungen, die zu interessanten Überlebensstrategien geführt haben. Die Menschen, die in den Bergen leben, werden oft als eigenbrötlerisch und verschlossen wahrgenommen, dabei waren Offenheit, Austausch und Innovation auch und gerade für sie schon immer sehr wichtig. Diese Kontraste zu analysieren und Visionen für die Zukunft zu entwerfen, ist mir ein Herzensanliegen.

In Ihrem pointiert geschriebenen Buch «Berg and Breakfast» hinterfragen Sie auch kritisch den Werdegang des Tourismus und zitieren dabei Dominik Siegrist, Professor für naturnahen Tourismus an der Ostschweizer Fachhochschule, wie er durch die Zunahme der Zweitwohnungen und des Massentourismus eine Gefahr sieht für die alten Dörfer. Ein Problem, das besonders Graubünden betrifft?

Dieses Problem ist überall in den Alpen beobachtbar, wo Orte als besonders attraktiv wahrgenommen werden – und bekanntlich hat Graubünden so manches Bijoux zu bieten. Dadurch entstehen viele Begehrlichkeiten finanzkräftiger Investoren, was beispielsweise die Grundstückspreise in die Höhe treibt.

«Die Vorstellung, dass man als zahlender Kunde nicht für Umwelt und Soziales Sorge tragen muss, ist überholt.»

Sie schreiben, dass der Feriengast mehr «in die Pflicht» genommen werden und nicht nur als «Devisenbringer» mit Privilegien angelockt werden sollte. Können Sie das näher erläutern?

Selma Mahlknecht: Die Vorstellung, dass man als zahlender Kunde nicht für Umwelt und Soziales Sorge tragen muss, ist überholt. Touristen, die die Landschaft vermüllen und mit ihrem Ressourcenverbrauch die Versorgungssicherheit der regionalen Bevölkerung, zum Beispiel beim Wasser, bedrohen, haben ausgedient. Hier braucht es eine klarere Kommunikation zwischen Gastgebern, Gästen und einheimischer Bevölkerung.



Einem Gast aus New York würde sie «landschaftlich sicher Zermatt und das weltberühmte Matterhorn» zeigen, «aber auch die Dolomiten»: Selma Mahlknecht. (Bild: ZvG)

Als Sie dieses Buch verfassten, überraschte uns die Pandemie. Wie nahm dieses Ereignis Einfluss auf Ihr Buch?

Ich stellte fest, dass der Urlaub in den Bergen durch die Pandemie einen Boom erlebte. Dies geschah einerseits durch die Reiseeinschränkungen, weil viele Schweizer keinen Urlaub im Ausland machen konnten und deshalb in die Berge fuhren, und andererseits durch die Sehnsucht nach dem Aufenthalt in der Natur. Dieser Trend hält bis heute an.

Welche für die Alpen repräsentativsten Orte würden Sie einem Gast aus... sagen wir mal... New York zeigen?

Landschaftlich sicher Zermatt und das weltberühmte Matterhorn, aber auch die Dolomiten. Als Beispiel für touristische Übernutzung bietet sich ein Blick auf Ischgl mit den bekannten Party-Exzessen an. Beim Thema Regionalentwicklung könnte man abwanderungsgefährdete Gebiete wie das Calanca-Tal und Wachstumsregionen wie das Meraner Land, Kitzbühel oder das Oberengadin vergleichen. Und für entschleunigten Genuss wür-

de ich zuletzt eine Wanderung in der Biosfera Val Müstair empfehlen.

Wenn ich ein Bild malte mit einem lesenden Menschen mit Ihrem Buch in den Händen, wie sollte es aussehen?

Ich stelle mir meine Leserinnen und Leser mit wachen Augen und einem Schmunzeln auf den Lippen vor. Auf jeden Fall sind sie ganz entspannt, denn sie sind vermutlich gerade im Urlaub.

Mahlknecht, Selma: **Berg and Breakfast**. Ein Panorama der touristischen Sehnsüchte und Ernüchterungen. Edition Raetia, 2. Auflage, 232 Seiten, 23.90 Franken.



ZUR PERSON

Selma Mahlknecht wurde 1979 in Meran geboren. Sie studierte Drehbuch und Dramaturgie an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien und engagierte sich u.a. für Projekte mit dem Dramatischen Verein St. Moritz und dem Humanistischen Gymnasium Meran. Sie lebt heute in Zerneß als Schriftstellerin, Dramatikerin, Regisseurin, und für ihre Arbeiten erhielt sie diverse Auszeichnungen, zuletzt 2022 den Theaterpreis Premi Travers Zuoz für das Stück «Üna sbrinzla da spranza per S-chus-ch».

«Privilegien für alle!»

Die alljährliche Weltreise in Filmen am 26. queeren Filmfestival PinkApple erfreute sich einem annähernd vorpandemischen Publikumszuspruch. Die Filmpalette war wie immer erfreulich breit und förderte Wissenslücken zutage, feierte Vorbilder der Selbstermächtigung, unterhielt bis zum Tränenfluss aus zweierlei Gründen und sorgte selbstredend auch für Kopfschütteln.

Thierry Frochaux



Das Leben als Quentin ist weit komplexer, als die glamouröse Bühnenidentität als Drag Queen «Cookie Kuntz» den Anschein macht. (Foto: Calypso Baquey).

«Wer mit einer Drag Queen schläft, erwacht mit Glitter im Schritt», warnt Quentin alias Cookie Kuntz (Romain Eck) den Fotografen Baptiste (Pablo Pauly) halb aus Koketterie, halb aus Furcht davor, als Exotismus-Häkchen auf einer Beischlaf-Bucketlist zu enden. Denn zu Beginn von Florent Gouélous «Trois nuits par semaine» lebt Baptiste antriebslos in einer auch darum kriselnden Beziehung mit der überarbeiteten Assistenzärztin Samia (Hafsia Herzi), die Quentin von seinem Beruf als Krankenpfleger her kennt. Als Cookie Kuntz ist sie auf der Bühne ein Star, auf der Strasse sozial engagiert und – das wird sich herausstellen – privat ein verletztes, scheues Reh. Baptiste gewinnt von dieser Begegnung die Faszination für eine bislang unbekannte Welt, den Antrieb für ein berufliches Projekt und emotional den Zugang zu einer ver-

Der Schein von Drag ist eine separierte Welt, die zwar das Ausbrechen zulässt, nicht aber Rückschlüsse auf die Gemütslage der Person, die hinter der Maske steckt.

schütteten Begierde. Die Annäherung der beiden erweist sich als komplexer als vermutet. Denn der Schein von Drag ist eine separierte Welt, die zwar das Ausbrechen zulässt, nicht aber Rückschlüsse auf die intime Gemütslage der Person, die hinter der Maske steckt.

Von einer anderen Maske erzählt Paul B. Preciado in «Orlando, ma biographie politique», worin die ikonische Romanfigur von Virginia Woolf in einer Vielzahl von lebenden Personen inkarniert. Der adelige Jüngling, der sich im Schlaf in eine Frau verwandelt und zugleich sämtliche Privilegien verliert, gilt seit seinem Erscheinen 1928 als profeministisches Manifest für die Selbstbestimmung und Rechtsgleichheit der Frau. Paul B. Preciado nimmt als trans Aktivist:in die dortige Transition im Traum als Grundlage für eine aktuell utopische, in ihren potenziellen Auswirkungen indes keinesfalls unneckische Ausmalung einer nicht geschlechterfixierten menschlichen Ordnung. Gleiche Rechte für alle erfährt in dieser maximalen Möglichkeitserweiterung ein ungeheuer befreiendes Potenzial. Gesetzt den Fall,

jede zwischenmenschliche Begegnung würde sich aufrichtig für das Gegenüber interessierend beginnen, vollkommen unabhängig von einer äusserlichen Erscheinung, einem Habitus, sämtliche Ismen verlören auf einen Schlag ihr Fundament. Eine solche Utopie meint aber nicht die Nivellierung von Unterschieden, sondern vielmehr die gleichermassen verteilte – auch juristische – Berechtigung, sich selbst zu sein und keine Diskriminierung zu erfahren.

Fortschritt

Neu sind solche Gedanken nicht. Die US-amerikanische Kulturanthropologin Esther Newton (*1940), die sich selbst als Butchlesbe weder vollkommen weiblich noch männlich identifiziert, formulierte bereits 1972 in ihrer Studie über Drag Queens «Mother Camp: Female impersonators in America» ein pointiertes Statement über die gesellschaftlichen Kräfte, die sich aufgrund der will-

Esther Newtons widerständischer Geist, den sie sich glücklicherweise bis heute bewahrt hat, nahm bereits als Teenager, also lange vor Stonewall, Form an.

kürlichen Natur von Geschlechterzuschreibungen entwickeln. Damals ein Flop und in Fachkreisen als exotisch abgekanzelt, steht das Werk heute für einen Wendepunkt in der Lehre und Wissenschaft vom Menschen. Jean Carlomusto widmet ihr mit «Esther Newton made me gay» (nach ihrem Essay «Margaret made me gay») ein Filmportrait, das sowohl ihren langjährigen, unermüdlichen Kampf um akademische Anerkennung wie auch als Privatperson um ihr Glück zeigt. Ihren widerständischen Geist, den sie sich glücklicherweise bis heute bewahrt hat, nahm bereits als Teenager, also lange vor Stonewall, Form an. Der Blick zurück in jene Zeit vergegenwärtigt auch, wie vergleichsweise jung die errungenen emanzipatorischen Fortschritte sind.

Argentinien hat seit 2012 die fortschrittlichste Gesetzgebung, die wie seit 2022 in der Schweiz, die formlose Änderung des amtlichen Geschlechtseintrages ermöglicht und seit 2021 sogar die Möglichkeit für einen geschlechtsneutralen Eintrag (X) und eine Quote von einem Prozent für Stellen im öffentlichen Dienst für trans Personen kennt. Sabian Baumann reiste für «Wem gehört der Himmel» nach Buenos Aires, um Aktivist:innen zu interviewen, woraus sich ein längerfristiges Projekt entwickelte. Unter anderem auch das Festival «Die grosse Um_Ordnung» auf dem Zürcher Helvetiaplatz 2018, wo schlechterdings «Privilegien für alle!» gefordert wurde. Es ist einer der Filme, in denen grosse Worte gelassen ausgesprochen

werden. Alecs Recher beispielweise, früherer AL-Gemeinderat in Zürich, vergleicht die behauptete Unmöglichkeit eines nichtbinären Geschlechtseintrages oder noch einfacher, der grundsätzlichen Unterlassung einer solchen Zuschreibung mit dem ehemals für unerlässlich gehaltenen, aber längst abgeschafften amtlichen Vermerk einer Religionszugehörigkeit. «Der Geschlechtseintrag sagt nur aus, wie die Genitalien einer Person bei der Geburt ausgesehen haben, mehr nicht.»

Tradition

Vordergründig geht es auf den Azoren stockkatholisch zu und her, was nicht ausschliesst, dass sich heidnische Bräuche erhalten haben, wie dass die Nabelschnur von neugeborenen Mädchen auf dem Küchenfeuer verbrannt wird, damit diese auch ja eine direkte Verbindung zu ihrer künftigen Wirkungsstätte erhielten. In Claudia Varejãos «Lobo e Cão» spielt die wirtschaftliche Misere und das sich Wegträumen der Jugend eine ebenfalls nicht unerhebliche Begleitrolle. Im Zentrum stehen die jugendlichen Personen Ana (Ana Cabral) und Luis (Ruben Pimenta) und wie sie ihre Identität und sexuelle Ausrichtung zu finden im Begriff sind. Die Linse der Kamera zielt immer absichtlich knapp neben der inhaltlichen Handlung vorbei. So hören Ana und ihre neue grosse Liebe Chloé (Christiana Branquinho), die nach den Ferien zurück nach Kanada fliegen muss, Anas gestrenge Mutter sagen, «dem Herzen kann man halt nichts verbieten», was sich aber auf ihre vorerst nochmals neu auszurichtende Absicht einer arrangierten Hochzeit für Ana bezieht und keineswegs umfassend gilt.

Noch jünger sind die Protagonist:innen, die Joseph Amenta in «Soft» durch Toronto begleitet. Das ungleiche Trio aus Otis (Harlow Joy), Tony (Zion Matheson) und Julian (Matteus Lunot) wäre sich am liebsten selbst Wahlfamilie genug, wenn gleich ihr kindliches Alter einer Selbstbestimmung zuwiderläuft. Die queeren Kids stehen auch für drei familiäre Hintergründe: Tony erfährt mütterliche Unterstützung, Otis traut sich gegenüber dem alleinerziehenden und überforderten Vater nicht zu outen, Julian wurde von der Mutter verstossen und fand bei der trans Person Dawn (Miyoko Anderson) vorübergehend Unterschlupf. Via deren Schicksal erfährt die trotz allem hauptsächlich ermächtigend wirkende Erzählung auch eine ihre aller Zukunft betreffende, sozial bedrohliche Komponente mit einem leider realen Kern: Dawn lebt wirtschaftlich sehr prekär, ist vom Wohlwollen vieler, etwa des Vermieters abhängig und findet ausser in der Prostitution keine Arbeit, was sie zusätzlichen Gefahren aussetzt. Die Hoffnung, für die drei Kinder möge es künftig einfacher werden, sich selbst zu sein, steht auf tönernen Füßen.

Verbot

Privatsphäre kennt Bambino (Tope Dedela) keine. In seiner Klausur in Lagos lebt er quasi unter permanenter öffentlicher Aufsicht. Als der Fotograf Bawa (Riyo David) einen Copyshop in der

Strasse eröffnet, entwickelt sich zwischen den zwei Männern ein Band, das mehr als Freundschaft meint. Nur, wie wird sich ein Mann wie Bambino seiner Gefühle sicher werden können, wenn in Nigeria Homosexualität illegal und gesellschaftlich geächtet ist? Babátundé Apalowo findet in «All the colours of the world are between black and white» ungemein zarte Bilder für überraschend aufkeimende romantische Gefühle, die sich im Widerspruch zu den aufsässigen Avancen der Nachbarin Ifeyinwa (Martha Ehinome Orhiere) überhaupt erst als bemerkbar durchsetzen müssen. Apalowo inszeniert Szenen des sich heimlich Nahefühlers bei Abwesenheit des anderen, die Romantik als Tragödie erscheinen lassen. Zuletzt blitzt ein Hoffnungsschimmer auf, aber die Aussenrealität ist in diesem einen, intimen Augenblick auch ausgesperrt.

Regelrecht symbolisch gewaltsam zeigt sich das Festklammern an einer nicht erreichbaren Norm in Kamil Krawczykis «Elefant». Die tendenziell alkoholranke Mutter (Ewa Skibinska) verbittet sich, dass darüber geredet wird, wieso ihr Mann sie verlassen hat und auch was der Hintergrund sein könnte, dass ihre hochschwängere Tochter Danuta (Ewa Kolasinska) unvermittelt wieder vor der Tür steht. Der Film ist ausserordentlich bitter darin, dass nicht bloss schwule Männer wie der Sohn Bartek (Jan Hrynkiwicz), der seine Gefühle für den im Dorfleben als Gefahr und Verbrecher denunzierten Dawid (Pawel Tomaszewski) entdeckt, ihr Innenleben gefälligst um jeden Preis zu unterdrücken haben. Der Kirchengang ist sakrosankt und die dort vermittelte Interpretation für Leiden ist unbedingt zu verinnerlichen. Es wundert kaum, dass in einem solch schraubstockhaften Unglück niemandem sonst eine Erfüllung gegönnt werden kann, schon gar nicht ausserhalb der Norm. Dass hier über kurz oder lang niemand totgeschlagen wird, ist allein durch die Flucht der sich liebenden Männer erklärbar.

Als serbischer Migrant im Süden Australiens ist Kol (Elias Anton) die gesellschaftliche Marginalisierung nicht unbekannt. Er hat das sich Ducken prima verinnerlicht und selbst seine Tanzsportpartnerin Ebony (Hattie Hook), zu der er wie ein Freund hält, behandelt ihn bei Licht betrachtet herablassend. Im männlichkeitsfixierten Familienclan ist er genauso ein Aussenseiter, aber weil auch Stipendien ertanzt werden können, wird ihm die Marotte durchgelassen. In «Of an age» von Goran Stoleveski hat sich Ebony in der Nacht vor dem grossen Wettbewerb bewusstlos gesoffen und gekokst. Sie weiss nicht, wo sie ist, aber Kol soll sie gefälligst schleunigst abholen. Einen Fahrer dafür findet Kol allein in Ebony's Bruder Adam (Thom Green), der am Folgemorgen für sein Doktorat ans andere Ende der Welt reisen wird und vergleichsweise offen schwul lebt. Eine ganz kurze, dafür lang anhaltende Liebesgeschichte beginnt, pausiert für mehr als ein Jahrzehnt, und als sie sich an Ebony's Hochzeit wiedertreffen, erstarren sie in Tränen der Wehmut über das Unvermögen, diese Liebe auch zu leben.

Selbstironie

Glücklicherweise kennen selbst hartnäckige Klischees eine Halbwertszeit. Der Do-it-yourself-Eröffnungsfilm «La amiga de mi amiga» von Zaida Carmona entkräftet langjährige Vorurteile gegenüber Lesben und Sex und mehrere weitere Filme lassen die Vermutung zu, ebendiese gegenüber Schwulen und Sex hätten sich reziprok in ihr jeweiliges Gegenteil verkehrt. Der spöttische Lesbenwitz ging lange so: Was bringt sie zum zweiten Date mit? Den Zügelwagen. Der Schwulenwitz: Was bringt er zum zweiten Date mit? Welches zweite Date? «La amiga de mi amiga» zeigt – gemäss einer nichtrepräsentativen Spontanumfrage unter jungen Lesben eine auch in Zürich aktuell zutreffende – Veränderung der Realitäten. Im Film ist es Barcelona und die darin vermittelte Freizügigkeit und Spontaneität für Gelegenheitsbekanntschaften unter jungen Frauen, wirkt regelrecht erfrischend. Natürlich vor dem Hintergrund einer verschmähten Liebe und einer inbrünstig ersehnten, tendenziell traditionellen Partnerschaft. Aber der grosse Schritt in Richtung Hedonismus aus einer Lesbenperspektive ist doch verblüffend und irgendwie auch ein Signal für ein allgemein gesteigertes Selbstbewusstsein. Während die Kerle dazu tendieren, beim anderen – und seis bloss für eine Woche – gleich einzuziehen.

Noch einen Schritt weiter geht die eigentliche Satire «Bodies Bodies Bodies» von Halina Reijn. Im Storytelling wie ein Horrorfilm (ohne Schrecken) angelegt, strotzen die Dialoge zwischen den anwesenden Twens regelrecht vor Zeitgeistiro-

Zwischen den Zeilen von «Bodies Bodies Bodies» blitzt das gekonnte Spiel der satirischen Überhöhung der peer-eigenen Gruppendynamik und Verhaltensmuster hervor, dass daraus eine ätzende Komik erwächst.

nie. Abgeschieden vom Digitalen – es blitzt und donnert rund ums Herrschaftshaus – agieren sie grossmehrheitlich immer noch like-getrieben. Ein Wettbewerb der Dramatik der eigenen Opferrolle folgt auf die gekünstelte Wohlstandsverharmlosung des Elternhauses, folgt auf die gegen jedes Handeln behauptete Vernunftbegabung, folgt auf den Rückzugsreflex unter Mutters Rockzipfel usw. Der Film ist gewöhnungsbedürftig schrill, aufgekratzt und hektisch und absichtlich bar jedes wünschbaren Realitätsbezuges erzählt. Doch zwischen den Zeilen blitzt das gekonnte Spiel der satirischen Überhöhung der peer-eigenen Gruppendynamik und Verhaltensmuster hervor, dass sich der Film als nicht ernstzunehmend selbst verballhornt, dass daraus eine ätzende Komik erwächst.



Feña (Lio Mehiel) muss sich in «Mutt» eine mit Selbstsicherheit gepaarte Versöhnung mit dem eigenen Vergangenen ergo dem Istzustand erst noch erarbeiten.

Die dafür notwendige Distanz respektive eine mit Selbstsicherheit gepaarte Versöhnung mit dem eigenen Vergangenen ergo dem Istzustand muss Feña (Lio Mehiel) sich in Vuk Lungulov-Klotz' Film «Mutt» erst noch erarbeiten. Im Laufe der Transition hat er sämtliche sozialen Brücken abgebrochen – und verdrängt. Jetzt wird er erst von der kleinen Schwester Zoe (Mimi Ryder) um Hilfe gebeten, begegnet dem Ex John (Cole Doman) in einer sich einschlägig entwickelnden Ausnahmesituation und hat zuletzt den Besuch des Vaters Pablo (Alejandro Goic) hinter sich zu bringen, ohne dabei den Kopf zu verlieren. Das emotionale und verbale wild um sich Schlagen führt Feña statt in die Befreiung nur tiefer in eine Einbahnstrasse der Selbstisolation. Erst der Schuss vor den Bug durch John bringt Feña zum innehalten: «Niemand hasst dich, weil du trans bist, sondern weil du dich wie ein Arsch verhältst.» Letztlich tauchen deutliche Anzeichen für eine Versöhnung mit sich selbst auf. Bis zur Selbstironie kann es nicht mehr weit sein.

Situation

April (Nell Barlow) ist 17 und will endlich AJ genannt werden, vor allem aber nicht mehr mit der Familie in die Ferien fahren. Die Mutter Tina (Jo Hartley) hat sich den Camperurlaub für alle vom Mund abgespart, die kleine Schwester Dayna (Tabitha Byron) nervt gewaltig und die grössere, hochschwangere Lucy (Sophia Di Martina) verhält sich wie die Prinzessin auf der Erbse. Denkt sich AJ, die mit ihrer demonstrativen Leckt-mich-Attitüde alle vor den Kopf stösst. Auch ihre neue Bekannte, die sichtlich intensiver an ihr interessierte Rettungsschwimmerin Isla (Ella-Rae Smith). AJ hat sich dermassen in ihrem Hass auf alles und jede:n festgesessen, dass sie kaum aus eigener Kraft wieder hinausfindet. Ihr Schwager Steve (Samuel

Anderson) mit seiner Engelsgeduld und einem ausgesprochenen Faible dafür, nicht das Falsche zu sagen, und die Beherztheit von Islas Annäherungen vermögen sie ihren Blickwinkel zu verändern und aufzuhellen.

Vergleichbar angepisst ist Ren (Carmen Madonia) ebenfalls während eines Familienurlaubs wider Willen. Die Familie akzeptiert ihr trans-Sein, ist aber diaspora-italienisch übergreifig behütend mit der Tendenz zum Drama alias der emotionalen Erpressung. Dankbarkeit, you know? Doch Ren wäre am liebsten gar nicht hier. Schon gar nicht in einer Anlage voller lauter ländlich-rückständiger Prolls, deren männlichen Zeitgenossen sie wenn überhaupt als erotische Trophäe oder dann direkt aggressiv-feindselig angehen. Ferien können eine regelrechte Plage sein, das fängt Luis de Filippis mit «Something you said last night» gekonnt ein, aber die grosse Langeweile der gesamten Szenerie färbt eben auch ab. Langeweile ist etwas, wozu Joanna (Nikki Hanseblad) in Christoffer Slanders «So damn easy going» überhaupt gar keinen Zugang hat. Ihr depressiver Vater (Shanti Roney) bringt gar nichts auf die Reihe, ausser Fernsehen. Also ist auch die Haushaltskasse leer und weil bereits zwei zurückliegende Rechnungen beim Apotheker ungedeckt blieben, kann Joanna ihr Ritalin-Rezept nicht einlösen. ADHS unter Starkstrom. Bei ihrem Gelegenheitslover Matheus (Emil Alpgeus) kann sie sich gegen einen Fick wenigstens ins Koma saufen. Aber auf Dauer ist das keine Lösung und er eigentlich sowieso ein Arsch. Joannas Situation verschärft sich, als mit Audrey (Melina Paukkonen) eine neue Mitschülerin aufschlägt, der sie sogleich verfällt. Ihr versuchtes, kontrolliertes Verhalten, um sie zu beeindrucken, führt schnurstracks ins jeweilige Gegenteil. Sie agiert wie ein regelrechter Freak. Und die Umstände arbeiten gegen sie, die Geld be-

schaft, dann aber die Stromrechnung begleichen muss. Erst das öffentliche Bekenntnis zu ihrer Krankheit vor Audrey entspannt die Lage, weil das zwanghafte Verstecken der eigenen Hibbeligkeit wegfällt und so auch in Audrey das ursprüngliche Interesse für Joanna wieder aufflammen kann.

Sounds

Das Do-it-yourself-Filmtagebuch «Hummingbirds» von Silvia del Carmen Castaños und Estefanía «Beba» Contreras zeigt zwei beste Freundinnen in Sichtweite zur mexikanischen Grenze im Süden der USA, die um ihren Aufenthaltsstatus zittern und sich politisch agitatorisch für das Recht auf Abtreibung einsetzen, die sie aus eigenem Erleben kennen. Sie sind kein Paar und auch ihre Selbstidentifikation in Sachen Sex wie Gender sind überhaupt kein Thema im Film, was eine Vertrauensperson recht schwärmerisch als «post-queer cinema» betitelte, was aber den Schreibenden auf dem falschen Fuss erwischte. Noch bevor der augenscheinliche, eigene Irrweg einer eingehenderen Prüfung eventuell gar Berichtigung hätte unterzogen werden können, stand bereits der nächste Film auf dem Programm. Unterdessen ist die darin verhandelte sehr weitreichende Auslegung von queer schon als schlüssiger wahrgenommen, aber die Projektion schon um die Ecke. Was zurückbleibt, ist ein kämpferisch anmutender Sound eines Lebensgefühls.

Auch der Sound der Beiruter Trash-Metal-Frauenband «Slaves to Sirens», der Rita Baghdadi ein Filmportrait widmet, ist überhaupt nicht des Verfassers Baustelle, aber die Lebenssituation in ihrem dysfunktionalen Staat ist durch frühere Filme und journalistische Reportagen soweit erkennbar, dass ihre spezifische Situation als junge Lesben sich als ausreichend verschieden von jener der allgemeinen unterscheidbar macht. Vieles im Film ist Banddynamik, aber noch deutlicher in den Vordergrund tritt die ohnmächtige Wut, gepaart mit dem Begehren, nicht in Angst leben zu wollen. Was ihren Schreisonnd jenseits einer Geschmacksfrage wiederum erklärlich macht. Die Langzeitbeobachtung beginnt noch vor der Explosion des Ammoniumnitrats im Beiruter Hafen und der aktuelle Stand der Bandzusammensetzung sowie ihrer Möglichkeiten, den Konzerteinladungen im Ausland überhaupt nachkommen zu können, steht mit grosser Vehemenz infrage. Die Heftigkeit der geballten Mehrfachherausforderung für diese jungen Frauen wirkt nach.

Regelbruch

Schon als Teenager begann das ungleiche Duo Amy Ray aus konservativem Haus und Emily Saliers mit progressiven Eltern gemeinsam Musik zu machen. 1989 glückte ihnen als «Indigo Girls» mit dem Hit «Closer to fine» und einem Grammy der Durchbruch in den Mainstream des US-amerikanischen Folk-Rock. Trotz ihrer dezidiert lesbischen, feministischen Texte. Die Anfeindungen, sagt Amy Ray gegenüber der Regisseurin Alexandria Bambach in ihrem energetisch aufladenden

Schnipsselfilm «It's only life after all», seien stets genauso sexistisch wie homophob begründet gewesen. Auf der Fan-Seite ist hingegen häufig die Aussage zu hören, dass die «Indigo Girls» jemandes Leben gerettet haben, weil ihre Texte und Auftritte die eigene Selbstermächtigung befeuerten. Dass die zwei nie ein Liebespaar waren, sorgte in etlichen Talkshows für Unverständnis, was Bände spricht. Der Film lässt die Tiefen wie Emilys späteres Alkoholproblem nicht aus und gehört mit zu den Lebenszeugnissen in diesem PinkApple-Jahrgang, in denen gemeisselt gehörende Sinnsätze zu hören sind. Hinsichtlich einer Kindererziehung sagt die Co-Mutter Emily Saliers frei übersetzt, man könne einer kindlichen Persönlichkeit vielleicht beibringen, sich sozial freundlich zu zugewandt zu verhalten, ansonsten solle man ihr indes möglichst wenig Hindernisse in den Weg stellen, um sich zu einer eigenständigen Persönlichkeit alias sich selber zu entwickeln.

Auf der Fan-Seite ist häufig die Aussage zu hören, dass die «Indigo Girls» jemandes Leben gerettet haben, weil ihre Texte und Auftritte die eigene Selbstermächtigung befeuerten.

Die US-amerikanische Rassensegregation und die durchschlagende Übermacht der Musikindustrie schufen das Narrativ, dass mit dem Label «King of Rock'n'Roll» heute Elvis Presley assoziiert wird, wohingegen wahren Connaisseurs und den Musiker:innen ab den 1950er-Jahren sonnenklar war, dass diese Ehre allein dem Schwarzen Südstaatler Richard Wayne Penniman alias Little Richard (1939 – 2020) zusteht. Das Filmportrait von Lisa Cortés unternimmt eine posthume Rehabilitation eines musikalischen Genies und Vorreiters für Queerness, die ein an Bitterkeit reiches Leben zeichnet. Eine Stimme im Film spricht davon, dass hier nicht «Aneignung» sondern «Diebstahl» der zutreffende Begriff ist, um darzustellen, wie Little Richards Hits weissen Musiker:innen die Kassen füllten und sie ins Startum katapultierten. An anderer Stelle heisst es: Er war brillant darin, die gesellschaftliche Liberalisierung (alias Befreiung) für andere voranzutreiben, aber zeitgleich unfähig war, dasselbe für sich selbst zu tun. Der erotisch konnotierte Hüftschwung eines Elvis, die genderfluide Queerness des frühen David Bowie und selbst der damals provokante Griff in den Schritt einer Madonna, ist ohne den frühen Vorreiter undenkbar. Er focht sich in seinen Bühnenshows um sämtliche Konventionen und Verbote, seine überwältigende Präsenz brachte ihm den Beinamen «the living flame» ein. So elektrisierend sein öffentliches Wirken noch heute ist und so be-

eindruckend die lange Liste von Superstars, die sich als Inspiration auf ihn berufen, so wenig ist über die Privatperson offensichtlich bekannt. In den späten 1960er-Jahren schwor er seiner Homosexualität ab und wandte sich Gott zu, verschwand beinahe von der Bildfläche, um zehn Jahre später den Musikstil Funk zu etablieren. Die Würdigung der mächtigen Unterhaltungsindustrie liess auf sich warten. Zwar war er einer der ersten, der 1986 in die Rock'n'Roll-Hall-of-Fame aufgenommen wurde, aber erst 1993 wurde ihm der Grammy für sein Lebenswerk verliehen. Das bittere Fazit: «The system didn't like it.»

Exil

Nach Dokumentarfilmen über Homosexualität im Berlin der ehemaligen DDR und einem Portrait der Szene bis zum Mauerfall in Westberlin liefert Jochen Hick mit «Queer Exile Berlin» jetzt einen Film über die heutige öffentliche Szene prägenden trans-, non-binären und queeren Personen, die sich von Syrien, Haiti, Russland nach Berlin ins Exil gerettet haben. Nach dem Portraitteil etwa von Hardor alias The Darvish oder dem Berliner Urgestein Michael Gosewitsch alias Gloria Viagra zerfleddert der Fokus leider völlig. Eine nicht durchgängig glücklich verlaufende Transition in Spanien, zivilgesellschaftliches Aufbegehren in mehreren Ländern Osteuropas und pöbelnde Secondos am Spreeufer zur frühen Morgenstunde sind alles auch wichtige Facetten, aber lassen auch einen klaren Fokus deutlich vermissen.

Was im Berlin der Zwischenkriegsjahre pasierte, galt im gesellschaftlich insgesamt offener als Gradmesser dafür, wie weit die dortige Filmindustrie die Toleranz bezüglich sexueller Diversität ihres Publikums strapazieren konnte. «Prejudice and Pride» von Eva Beling ist das Resultat einer historischen Forschungsarbeit und fördert zutage, dass das Land auf eine Tradition von queerem Film zurückblickt, beinahe so alt wie das Medium Film an sich. Superstars wie Greta Garbo wurden als Drag berühmt und das Lesbischsein wurde erst in Hollywood problematisiert. Vergleichbar erging es dem heute nicht mehr so klangvollen Nils Asther. Eva Beling untersucht auch, mit welchen einschlägigen Gesten und szenischen Anspielungen seit der Stummfilmzeit die Queerness im Film bis in Werke des Nationalheiligums Ingmar Bergman Einzug fand. «Man muss schon blind sein, um das nicht zu sehen», fasst sie die einschlägigen Codes der damaligen Zeit zusammen.

Karim (Fahd Larhzaoui) weigert sich in Shariff Nasrs Spielfilm «El Houb», sich als Secondo marokkanischer Einwanderer in die Niederlande weiterhin von den traditionellen Vorstellungen eines guten Sohnes von einem selbstbestimmten Leben als schwuler Mann drangsalieren zu lassen. Er konfrontiert seine Eltern Fatima (Loubna Azabal) und Abbas (Slimane Dazi) in einer kindlich-trotzigen, regelrecht erpresserischen Weise. Denn diese wollen von diesem Thema einfach nichts hören. Also schliesst er sich, wie bereits als Junge,

in die Kammer (Sinnbild für «the closet») unter der Treppe, stellt das dortige WiFi, das Wasser und zuletzt den Strom ab, nur damit überhaupt eine Unterredung zustande kommen kann. Die Handlung ist etwas gar reissbretthalt, was nicht heisst, dass sie inhaltlich nicht einen Nagel auf den Kopf trifft. Was die in der Tradition verhaftete Community wohl sagen und wie sich ihr eigenes Ansehen als gute Eltern wohl darunter leiden würde, sind elternseits die eigentlichen Sorgen.

Unbehagen

Gergo und Lenard sind ungarische Roma und ein Liebespaar, deren Weg Kata Oláh mit «Narrow path to happiness» eine Zeit lang begleitet. Das Portrait dieses ungleichen Paares, indem hauptsächlich Gergo über ein ausgesprochenes Sendungsbewusstsein verfügt und das offenbar gemeinsam trotz aller Widerstände und auch dem eigenen Unvermögen davon träumt, einen Musicalfilm über sein eigenes Leben zu drehen und damit reich und berühmt zu werden, ist beim Zusehen nicht komplett frei von einem Unbehagen. Ähnliches geschieht bei «Polish Prayers» von Hanka Nobis. Anfänglich portraitiert sie mit Antek den Kopf einer katholisch-nationalistischen Bruderschaft in Polen, der medienwirksam gegen das Vorhandensein und die an Pride-Paraden sichtbar werdenden Emanzipationsbestrebungen von queeren Lebensweisen anbetet und -eifert. Jahre später trifft sie ihn auf der gegenüberliegenden Seite der Demonstrierenden wieder und folgt verblüfft einer Saulus-zu-Paulus-Werdung. In beiden Fällen stellt sich die Frage, inwieweit die Filmerinnen ihre Protagonisten reflektieren und inwieweit sie verantwortlich wären, deren augenscheinlich gesteigertes Sendungsbewusstsein (journalistisch-ethisch) zu kanalisieren. Worauf selbstredend die Frage folgt, inwiefern es einem Schreiber zusteht, eine Reflektiertheit von anderen überhaupt infrage stellen zu dürfen. Streit in Anführungsstrichen gab es in den Filmpausen auch bezüglich «Eismayer», der Spielfilmadaption von David Wagner der realen Liebesgeschichte zwischen dem Vizeleutnant des österreichischen Bundesheers Charles Eismayer (Gerhard Liebmann) und dessen Rekrut Mario Falak (Luka Dimic). Die realen Personen sollen mit dem Film und dem Regisseur erfolgreich durch Österreich getourt sein und sind mit der Art ihrer Darstellung offenbar zufrieden. Der persönliche Eindruck tendiert indes schwer in Richtung, die Figuren würden in ihrer holzschnittartigen Zeichnung regelrecht vorgeführt. Nur weil die militärische Hierarchie Personen zu Masken zu degradieren beabsichtigt, spricht dies noch nicht dagegen, in einer künstlerischen Adaption exakt das Individuelle hinter den Masken zugunsten einer Glaubwürdigkeit herauszuarbeiten. Beim Zuschauen hielt ich das Ganze für eine einzige Farce.

Verrenken

Nach dem sagenhaften Do-it-yourself-Punk-Widerstandsrausch «Rebel Dykes» von Harri



Der als Drag berühmt gewordene schwedische Leinwandsuperstar Greta Garbo musste ihr Lesbischsein erst in Hollywood kaschieren und verklausulieren.

Shanahan und Siân A. Williams im letzten Jahr nimmt jetzt Georgia Oakley mit «Blue Jean» die von Margaret Thatcher eingeführte «Clause 28», die das Thematisieren von Homosexualität in Grossbritannien bis 2003 unter dem Deckmantel des Kinderschutzes als sexualisierte Propaganda verbot, zum Anlass, die damit einhergehenden Schwierigkeiten zu thematisieren. Ihre Hauptfigur

Georgia Oakley erinnert in «Blue Jean» an die von Margaret Thatcher eingeführte «Clause 28», die das Thematisieren von Homosexualität in Grossbritannien bis 2003 als sexualisierte Propaganda verbot.

ist die junge Sportlehrerin Jean (Rosie McEwen), die in konstanter Furcht lebt, ihre Existenz zu verlieren. Weshalb sie ihr Privat- und Liebesleben mit Viv (Kerry Hayes) räumlich auf grosse Distanz zu ihrem Arbeitsort hält. Als die neue Schülerin Lois (Lucy Halliday) auf den Plan tritt und um ihr Lesbischsein kaum Aufhebens macht, dafür aber heftig gemobbt und zuletzt als gefährliche Aggressorin von der Schule verwiesen wird, steht Jean mit dem Rücken zur Wand. Ihre eigene Furcht paralyisiert und sie sieht sich ausserstande helfend einzugreifen. Ihre Reue und Einsicht kommen zu spät.

Von Mobbing in der belgischen Jugendstrafanstalt ist in Zeno Gratons «Le Paradis» eigenartigerweise keine Rede. Zeno fokussiert auf die sich entwickelnde Liebesgeschichte zwischen Joe

(Khalil Ben Gardia) und William (Julien de Saint Jean), die mehr die Schwierigkeiten der eigenen Bewusstwerdung erzählt und die Anstaltsleitung wie auch die juvenilen Mitgefangenen als vergleichsweise uninteressiert an einer alternativen sexuellen Ausrichtung zeichnet.

Genauso in «Arrête avec tes mensonges» von Olivier Peyon, worin der gefeierte, offen schwule Literat Stéphane Belcourt (Guillaume de Tonquédec, als Jüngling: Jeremy Gillet) nach Jahrzehnten zur Jubiläumsfeier des grössten Arbeitgebers in sein Heimatdorf zu einer Lesung eingeladen wird. Dort trifft er mit Lucas Andrieu (Victor Belmondo) den Sohn seiner Jugendliebe Thomas (Julien de Saint Jean) wieder, der seit dem väterlichen Suizid auf der Suche nach dessen Lebensgeheimnis ist. Die Erkenntnis eines grossen Missverständnisses und eines lebenslangen Leidens an einer unmöglich zu lebenden Liebe kommt auch hier zu spät, geht aber – leicht kitschig – ans Herz.

«My Policeman» von Michael Grandage beruht auf dem gleichnamigen Roman von Bethan Roberts und erzählt von der unterdrückten Liebe von Tom Burgess (Harry Styles, im Alter: Linus Roach) zu Patrick Hazelwood (David Daswon, im Alter: Rupert Everett), deren Durchtreibung durch Toms Gattin Marion (Emma Corrin, im Alter: Gina McKee) von dieser genauso lange verheimlicht wurde und erst ans Tageslicht gelangt, als sie nach Jahrzehnten ihre Koffer packt. Ob der Fokus auf die Frauenfigur nicht den interessanteren Film ergeben hätte, steht im Raum. Ebenso die letztlich vernichtende Fragestellung das unterste Ende der Skala von Filmen am diesjährigen PinkApple betreffend, die neben weiteren Spielfilmen halt auch projiziert wurden, obschon sie an klischerter Oberflächlichkeit nur schwer zu überbieten wären, die da lautet: Ob es dem Film geholfen hätte, wenn die Darsteller wenigstens grosse Schwänze ...

Mit nahrhaften Reprisen vom Samstag in den Sonntag

Samstag, 13. Mai

8.30 SWR: «**Wie Frauen mit einem Mythos ringen.**» Marie-Dominique Wetzler über das mythische Bild von der Mutterliebe. Wissenschaftlerinnen zeigten, dass es nicht so alt ist, wie wir denken.

11.00 DLF: «**Zwischen gestern und morgen.**» Jüdisches Leben in der Schweiz. David Ehl und Katharina Peetz in der Reihe Gesichter Europas. «Jahrhundertlang durften sie sich nur an ausgewählten Orten niederlassen, und während des Nationalsozialismus wiesen die Eidgenossen an ihren Landesgrenzen viele Jüdinnen und Juden auf der Flucht aus Deutschland ab.» Welchen Platz hat das jüdische Leben in der Schweiz von heute? Eine Erkundung im urbanen, aber auch im ländlichen Raum. Parallel bei SRF 2 die «Musik für



einen Gast» mit Sara Winter Sayilir, Co-Leiterin des Strassenmagazins «Surprise».

17.00 SWR: «**Zeitgenossen.**» Gabriel Zuchriegel, Archäologe und Direktor bei Welterbe Pompeji. Er Sorge «für frischen Wind in der wichtigsten Ausgrabungsstätte», und in einem Buch habe er auch seine archäologische Philosophie beschrieben: «Vom Zauber des Untergangs. Was Pompeji über uns erzählt.» SRF 2 berichtet in «Jazz Classics» live vom Schaffhauser Jazz Festival.

19.00 SWR: «**Return to Sender**» von Dominik Bernet. Ein vom Schweizer Radio für die ARD-Radio-Tatort-Serie produzierter Krimi. Seit der Investigativjournalist Albedo in ihrem Elefantentall im Bergdörfchen Freinau zu Tode kam, ist Ex-Kommissarin Laura klar: Es gibt auch 2056 noch Morde in der Schweiz! Dies will sie beweisen,



während das SHI (Swiss Health Institute) unter Leitung ihres Ex-Chefs Luzi Kalberer die eidgenössische Null-Mord-Statistik als Basis standortfördernder Sicherheits- und Gesundheitspolitik verteidigt. Umso pikanter sind die Recherchen ihres Hilfschiffers Emil...

20.00 SRF 2: «**Return to Sender**» von Dominik Bernet. Siehe oben! Gleichzeitig beim DLF: «**Flüchtlingsgespräche**» von Bertolt Brecht. Radiofassung: Dieter Muncck. Produziert 1967! Die in den frühen 1940er-Jahren geschriebenen Dialoge handeln vom Alltag von zwei vertriebenen

Deutschen, dem Intellektuellen Ziffel und dem Arbeiter Kalle, die sich im Restaurant des Hauptbahnhofs von Helsinki über die internationale Lage unterhalten. Schon sind deutsche Truppen in Dänemark und Norwegen und sie rücken in Frankreich vor. Thema ist auch die eigene Situation: «Der Pass ist der edelste Teil eines Menschen. Ein Mensch kann überall zustandekommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiterten Grund, aber ein Pass niemals.»

21.00 SRF 2: «**Werkchau des Schweizer Jazz.**» Live vom Schaffhauser Jazzfestival.

22.00 DLF: «**Atelier neuer Musik.**» Tobias Hagedorns Orgelmusik. Orgel und Elektronik... Parallel bei SWR 2 in der Jazztime: «**Vom Kap der guten Hoffnung.**» Konrad Bott präsentiert Newcomer aus Südafrika.

23.00 SWR: «**Ausbrennen.**» Songs von der Selbstverwertung / Melodie für den Feierabend. Hörspiel von Luise Voigt. Bis über Mitternacht hinaus sind im O-Ton etwa Hartmut Rosa und Jörn Etzold zu hören. Musik: Björn SC Deigner. Voigt über ihr schon vor zehn Jahren produziertes Stück: «Wir brennen für unsere Arbeit. Wund gerieben an den Forderungen an ein unternehmerisches Selbst, wettrennen wir um die Enthüllung eines Versprechens: Du bist Deines eigenen Glückes Schmied.» Thema sei zwar die Ausbeutung der kreativen Arbeitskraft, doch es werde «durch Fremdbiografien aus anderen Schichten und Branchen unterwandert». Und beim DLF startet die Reprise einer von Kai Lückemeier und Jan Tengeler gestalteten Langen Nacht über Nahrungstabus: «Schmecken darf alles, aber nicht jedem.»

Sonntag, 14. Mai

8.30 SRF 2: «**Geborgen im göttlichen Mutterschoss.**» Perspektiven-Sendung von Judith Wipfler. Es geht um die «Missa Gaia» von Peter Roth und Bibelinterpretationen von Silvia Schroer. Hintergrund ist eine von Indigenen aus Amazonien im Vatikan durchgeführte Zeremonie. Vorab von rechtskonservativen Kreise wurde das Ritual für «Mutter Erde» als heidnisch kritisiert. Zweitausstrahlung am Mittwoch um 18.30 Uhr. Parallel bei SWR 2: «**Wracks im Bodensee werden erforscht.**» Science Talk mit der Archäologin Julia Goldhammer.

9.30 DLF: «**Zwei Konzepte des Sehens.**» Michael Magercord im Gespräch mit Guy Meyer. Jedes Wort lässt ein Bild entstehen. Ist dieses virtuell oder reell? Für den Strassburger Fotografen Meyer sind Bilder immer beides.

11.00 SRF 2: «**Zwei mit Buch.**» Nazi-Swing für britische Ohren. Demian Lienhards neuer Roman.

12.00 SWR: «**75 Jahre Israel.**» Julio Segador über einen Staat auf der Suche nach der Identität.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Özden Terli, Meteorologe. Weil der ZDF-Wettermoderator im-

mer wieder die Folgen des Klimawandels im Wetterbericht thematisiert, wurde er zur Zielscheibe von heftiger Kritik.

14.00 SWR: «**Vogel Igel Stachelschwein.**» Ein Spiel in Weimar-Nord. Feature von Mara May und Jurate Braginaite. Wer an den Rändern der Gesellschaft lebt, weiss es: «Das Leben ist eine stachelige Kugel.»

15.00 SRF 2: «**Indien und die Beatles.**» Auf den Spuren einer Faszination. Feature von Sigrid Pfeffer. Februar 1968: die Beatles samt Ehefrauen im Ashram des Gurus Maharishi Mahesh Yogi. Ein medienwirksames Aufeinandertreffen westlicher und östlicher Kultur. Doch wer hat eigentlich wen inspiriert?

18.20 SWR: «**Der Abend nach dem Begräbnis der besten Freundin.**» Ein Monolog von Marlene Streeruwitz.

20.00 DLF: «**Die mit den Pfunden wuchern.**» Über das neue Selbstbewusstsein dicker Menschen. Feature von Christian Bles.

23.00 SWR: «**Die besten Jahre.**» Von Mutterglück, Mutterschuld, Mutterwert und Muttersprache im Notbetrieb. Radioessay von Simone Hirth.

Montag, 15. Mai

14.00 SRF 1: «**Das Leben ist viel zu kurz, um offene Weine zu trinken**» von Guy Krneta. Als einer «der wichtigsten Mundartdialoge der Schweizer Gegenwartsliteratur» wiederholt. Er thematisiere auf augenzwinkernde Art die politische Bedeutung der Bundesstadt Bern.

15.00 SWR: «**Bevor der Tod uns scheidet.**» Claudia Heissenberg über Trennungen im Alter.

Dienstag, 16. Mai

8.30 SWR: «**Auftakt zur liberalen Demokratie.**» Rainer Volk zur Badischen Revolution 1848.

15.00 SWR: «**Ausgebremst und neu gestartet.**» Elmar Krämer über Strategien einer Long-Covid Betroffenen.

19.15 DLF: «**Mein erster Cyberkrieg.**» Die NATO probt den Ernstfall. Feature von Tom Schimmeck. Produziert 2018!

20.00 DLF: «**Screener.**» Hörspiel von Lucas Derycke. Felix bekommt einen Job als Content Reviewer und filtert nun Tag für Tag brutale und pornografische Videos aus dem Internet. Was geschieht mit der Bilderflut in seinem Kopf? 2017 mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden ausgezeichnet.

Mittwoch, 17. Mai

8.30 SWR: «**Wiege der deutschen Demokratie.**» Joachim Meissner über die Frankfurter Paulskirche.

10.00 DLF: «**Windräder im Wald.**» Der Konflikt zwischen Naturschutz und Klimaschutz. Live aus dem Hürtgenwald im Nationalpark Eifel.

15.00 SWR: «**Vom Freundschaftsprojekt zum Problemfall.**» Leila Knüppel zur Druschba-Trasse.

20.00 SRF 1: «**Salzburger Stier 2023.**» Dominic Deville, der Preisträger aus der Schweiz. Und bei SRF 2: «**Lessons in Love and Violence.**» George Benjamin in Musik unserer Zeit.

21.00 DLF: «**Salzburger Stier 2023.**» Teil zwei der Eröffnungsgala mit Josef Hader.

Donnerstag, 18. Mai

8.30 SWR: «**Ist der «Westen» am Ende?**» Felix Heidenreich stellte sich diese(r) Frage als Politikwissenschaftler bereits letztes Jahr: Brauchen wir ein neues politisches Konzept?

15.00 SWR: «**Archivradio: Frauenbewegung.**» Vom Wahlrecht bis zur feministischen Aussenpolitik. Lukas Meyer-Blankenburg im Gespräch mit der Historikerin Hedwig Richter.

15.30 DLF: «**Wächter ohne Amt.**» Deutschlands Medien und die Demokratie. Denkfabrik-Beitrag von Antje Allroggen und Brigitte Baetz.

16.30 DLF: «**Überleben in der Heisszeit.**» Katharina Nickoleit über Indiens Versuch, sich an den Klimawandel anzupassen.

18.20 SWR: «**Das Mädchen mit der Pringles-Dose.**» Nach dem Musical von Elisabeth Pape zur Realität junger essgestörter Menschen.

Freitag, 19. Mai

9.00 und 18.30 SRF 2: «**Auf welchem Boden stehe ich?**» Mina Hava über ihr Romandebüt, in dem die 25-jährige Schweizer Autorin in Bruchstücken von einer jungen Frau erzählt, ihrer Familie, den bosnischen Wurzeln und dem Wunsch nach einem Platz in der Welt.

15.00 SWR: «**Kevin.**» Eine Jugend am Rande der Großstadt. Feature von Massimo Maio. Produziert 2016.

20.00 DLF: «**Lisa, der Nerd und die Unsichtbaren.**» Wie die Programmierung männlich wurde. Feature von Esther Schelder. Ja, einst war die Programmierung ein Frauenberuf... Gleichzeitig bei SRF 1: «**Die Lehrerin.**» Hörspiel von Laila Stieler. Der erste Schultag nach den grossen Ferien, eine Horrortat. Wie umgehen mit einem solchen Erlebnis? Wie weitermachen? Und in der «**Passage**» bei SRF 2 geht es um Shirin Ebadi, eine der ersten iranischen Richterinnen sowie Friedensnobelpreisträgerin. Nochmals zu hören am Sonntag nach 15 Uhr!

22.00 SWR: «**In einer dunkelblauen Stunde.**» Peter Stamm über die Wechselspiele eines Autors.

DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. **SWR/Südwestrundfunk 2** – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. Die allermeisten dieser Sendungen finden sich auch im Podcast-Angebot!

Zwischen Reform und Geschäft

«Monte Verità am Säntis» von Iris Blum befasst sich mit den Lebensreformbewegungen in der Ostschweiz zwischen 1900 und 1950 samt internationalen Verknüpfungen. Eine Ausstellung im Appenzeller Volksmuseum in Stein veranschaulicht bis Ende August die Bewegung, die stark auch mit wirtschaftlichen Interessen und teils auch mit Rassenlehre verbunden war.

Koni Loeffle

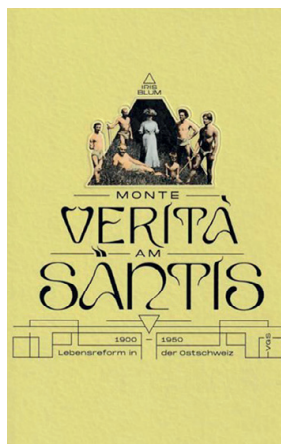
Wer kennt sie nicht, die Bilder des nackten Skifahrers oder die nur mit einer Schürze bedeckten Tänzer:innen (hier vor allem Männer), die auf einer Wiese die Sonne geniessen und dazu ihre teils rituellen Tänze absolvieren. «Zurück zur Natur», respektive «Hinaus in die Natur» lautete ein Slogan der in vielem sehr uneinheitlichen Reformbewegung, die, wie der Titel des Buchs aussagte, in den Bewohner:innen des Monte Verità bei Ascona ihre Vorbilder oder Inspiration hatten. Dazu gehörte meist auch eine recht freie oder zumindest neue Sicht auf die Sexualität und, fast am Zentralsten: Eine vegetarische Ernährung, mit Vorliebe mit einem Biogehalt und Rohkost, sowie Atemübungen. Alles dies war oft mit Weltanschauungen verbunden, die die Betroffenen sich in Vorträgen und Kursen aneigneten. Dazu gehörten Orte, in denen diese Lehren intensiv praktiziert werden konnten oder auch Siedlungen, in denen Personen der Reformbewegungen zusammenlebten und ihre Kinder erzogen. In Schulen, die, zumindest was Disziplin betraf, deutlich lockerer als die damaligen Staatsschulen waren und in denen die musischen und handwerklichen Fächer eine grosse Rolle spielten. Dass einige der Bewegungen und Schulen messianische und damit auch rigorose Züge trugen, gehört dazu.

Neben der vegetarischen Ernährung gehörte die Abstinenz beim Alkohol oft dazu, sowie Freude am Sport: Gemeinsam wanderte man, aber auch Schwimmen und Fussball war in. Die Bewegung vereinte Fortschrittsskeptiker wie auch Tüftler, die etwa Lichtduschen für schlechtes Wetter erfanden. So eine Dusche ist in der Ausstellung zu besichtigen, die fünf Schwerpunkte kennt: Reformhäuser, die vor allem Produkte der Hygiene anboten, die Natur als Heilmittel samt den dazu nötigen Kurhäusern, die Nacktheit. Dazu die bereits erwähnten Reformschulen und der sehr breite Reigen der Reformtänzer:innen, die in Herisau ein Zentrum lange aufrecht erhalten konnten.

Rasse und Kommerz

Ein Punkt, der bei der Besprechung der Reformbewegung oft eher am Rande vorkommt (nicht allerdings bei Iris Blum) ist der kommerzielle und politische, respektive rassistische Aspekt. Ein ausführlich behandelter Teil der Bewegung war die «Mazdazan-Lehre», die unter anderem die Überlegenheit der weissen Rasse propagierte und in Appenzell mit seiner Toleranz für Naturheilkunde als Standort für Kurhäuser bis Siedlungen verbreitet war. Gründer der Lehre war Otto Harnisch, eine recht dubiose Figur, deren Lehre sich auf eine ursprünglich persische Religion abstützte, bei der eine «arische Uroffenbarung» eine grosse Rolle spielte. Ein Ziel der Lehre war die Wiedergeburt der Überlegenheit der weissen Rasse, wobei diese Rückeroberung nicht durch Krieg, Unterdrückung oder Kolonisation erfolgen sollte, sondern durch die geistige und körperliche Reinhaltung. Dass in den Zeiten des Nationalsozialismus dann auch ein Teil der Bewegten darauf ansprang, liegt in der Zeit begründet. Vor allem Eugen Othmar Böhm entwickelte sich mit seiner Praxis und seinen Schriften in Trogen zu einem veritablen Nazi, der auch ins Visier der staatlichen Beobachtung geriet und auch nach 1945 seiner Lehre nicht abschwor. Längst nicht alle gerieten wie Eugen Othmar Böhm ins Fahrwasser des Antisemitismus. Bei einem Teil der Bewegung gehörten die Jüd:innen zur weissen Rasse.

Interessanter finde ich indes die Vertreter:innen der Bewegung, die es schafften, zeitweise florierende Unternehmen und Kurhäuser zu betreiben. Neben Karl Schönenberger, der als Augendiagnostiker und Naturarzt in Herisau auch als Ständesvertreter der Naturärzte reüssierte, waren dies in Herisau Anna und William Martens und Hedwig Waldbirger-Langhans, deren Kuren grossen Zuspruch fanden und die über Jahrzehnte recht grosse Kurhäuser betrieben. Neben den Sonnenbädern und gezielter Atemtherapien samt den dazugehörigen Vorträgen war entscheidend, dass sie sowohl die «Frauen»- wie die «Männerleiden» enttabuisierten und auch mit gezielten Übungen und Massagen linderten. Wie viel gerade bei den Martens Überzeugung und wie viel Kommerz war, bleibt ihr Geheimnis, wobei es damals wie heute nicht verboten oder anstössig war, mit Reformen auch Geld zu verdienen. Iris Blum: **Monte Verità am Säntis**. Verlagsgenossenschaft St. Gallen 2022, 351 Seiten, 42 Franken.



Krimi der Woche



Der neue Krimi «Der Feind» von Christine Brand ist ein ausgesprochen guter Krimi, wenn auch gut 100 Seiten zu lang. Dass ein Mord aus der Serie sich mit grosser Wahrscheinlichkeit als Nachahmungstat erweisen wird, war zu lange schon «telefoniert». Das ändert aber nichts daran, dass

sie ihr Handwerk beherrscht: Kurze, rasch die Perspektive und die Personen wechselnde Szenen, die die Handlung an verschiedenen Orten vorantreiben und gleichzeitig Gelegenheit geben, die aus früheren Krimis bereits vertrauten Personen weiter kennen zu lernen und auch um sie zu bangen. Sie kennt keine Scheu, auch Sympathieträger:innen mit einem schlechten Ende zu versehen. Zentrum der Handlung und der Personen sind wiederum der Berner Polizeichef Sandro und seine Freundin und TV-Journalistin Millia, die sich in dieser Geschichte weniger ins Gehege als sonst kommen, aber immer noch. Dazu der blinde Nathaniel und seine kleinwüchsige Freundin Gundula samt Silas, für den Nathaniel die Vaterrolle übernimmt, nachdem seine Partnerin erschossen wurde. Sie wurde Opfer eines Frauenhassers, der bei einer Frauendisco in der Reitschule ein Massaker mit 14 Toten angerichtet hatte. Anwesend in der Disco war auch die Polizistin Bettina gewesen, deren Partnerin schwerverletzt im Spital endet.

Gleichzeitig werden in Bern Männer mit Stöckelschuhen an den Füessen, einem Socken über dem Penis und einer Schnabelmaske bekleidet ermordet präsentiert. Einige von ihnen waren wegen einer Vergewaltigung vom Gericht mangels Beweisen freigesprochen worden. Der Verdacht auf einen Racheakt liegt auf der Hand. Einige der Männer bewegten sich in der Incel-Szene, also jener Männer, die die Frauen hassen, weil sie sexuell nicht zum Zug kommen. Was sie dem Feminismus zuschreiben. Hier kommt meine Kritik an der Autorin: nicht an ihrer Schilderung der Szene und ihren Personen, aber teilweise an der Überdramatisierung, der Aufforderung, diese Szene polizeilich ernster zu nehmen. Ich zweifle keineswegs daran, dass ein geschildertes Attentat wie in der Reitschule passieren könnte; es drehen immer mehr Einzelne irgendwo durch. Aber das rechtfertigt nicht, eine weitere Kategorie polizeilich zu registrieren, die Szene so darzustellen, als ob sonst ein Attentat fast sicher passieren wird. kl.

Christine Brand: **Der Feind**. Blanvalet 2023, 598 Seiten, 24.90 Franken.

Vertrauen 2.0

Mein Freund Z. meint, dass das mit dem Vertrauen noch dieses Jahr endgültig den Bach ab gehen werde, und er wird's wohl wissen, denn er ist sowohl theoretisch wie praktisch in der Lage, selber ein bisschen dafür zu sorgen. Die Rede ist nicht von den Banken, die haben das bereits verkackt, sondern die Rede ist von künstlicher Intelligenz. KI, vor allem dort, wo sie nunmehr in der Lage ist, perfekte Fakebilder und -videos in Massen zu produzieren und damit den Markt zu fluten, dürfte also noch heuer parat sein, um unser Verständnis von Wahrheit, das ohnehin schon von Trump und Keller-Sutter erschüttert wurde, nochmals zu pulverisieren. Fragt sich bloss, wie man das werten will.

Ich bin kein Experte, aber Gedanken macht man sich ja immer. Als erstes fällt mir ein, dass wir schon seit Jahren immer wieder hören und lesen müssen, dass publizierte Bilder und Videos von den Redaktionen nicht verifiziert hätten werden können, weshalb sie mit Vorsicht zu geniessen seien. Das ist ein Witz. Denn wenn du nicht weisst, ob das, was du publizierst, falsch ist, dann lass es doch einfach sein. Gerade eben haben wir alle ein Bild sehen können von einem Feuerball über dem Kreml. Die zugehörige Story eines (ukrainischen?) Drohnenangriffs war eine Nullnummer, man hätte das gar nicht senden

müssen. Es gibt keinen Informationsauftrag für Desinformation. Von daher gesehen, wenn demnächst sämtliche Bilder erst mal unter Generalverdacht stehen, könnte man sich ja auch vorstellen, dass die Nachrichtenredaktionen dieser Welt etwas vorsichtiger sind und nicht grad alles raushauen, bloss weil's Klicks hagelt. Wenn zum Beispiel im Gefolge der Grossen Vertrauenskrise nur noch «wahr» ist, was als «wahr» bestätigt werden konnte, durch welche Massnahmen auch immer, wenn also quasi eine Beweislastumkehr stattfindet, wäre das nicht nur schlecht.

Ich hab eh ein Déjà-vu: Jahrzehntlang hab ich meinen Studis gepredigt, nicht alles zu glauben, was gedruckt steht. Das Stichwort heisst Quellenkritik, und die ist mühsam und oft anspruchsvoll, aber ohne ist nichts zu machen, ziemlich egal, ob man das «20 Minuten» oder einen wissenschaftlichen Text liest. In einer Welt, in der vermutlich so gegen 95 Prozent der Menschen ernsthaft glauben, dass die obersten 10 Treffer bei ihrer Suchmaschine die «wahrsten» oder «richtigsten», oder doch zumindest die «relevantesten» seien, sind gefakte Bilder nur noch ein Klacks obendrauf. Solange Sie nicht wissen, wie die Liste zustande kam, wissen Sie gar nichts. – Zudem reagieren wir, wenn wir nun die Grosse Vertrauenskrise ausrufen, wie immer: falsch. Denn Ent-

wicklungen, vorab wenn sie technologisch getrieben sind, verlaufen nie linear, sondern wir reagieren auf sie, und damit beeinflussen wir sie, so wie wir von ihnen beeinflusst werden. Neue Instanzen der «Wahrheit» werden entstehen, und auch das ist keine gänzlich neue Sache, siehe zum Beispiel die Beglaubigung einer Unterschrift. Egal ob Notariate, Zensur oder Priester: «Wahrheitsinstanzen» gab es schon immer.

Falls es denn tatsächlich soweit kommt, dass wir im Hinblick auf die nationalen Wahlen von Bullshit nur so geflutet werden, sehe ich das also nicht gar so schwarz. Wenn alle Opfer von KI-Fake werden können, dann genauso gut auch niemand. Das hat so einen demokratischen Touch. Und ein weiterer Vorteil ist, dass wir alle etwas skeptischer gegenüber «Wahrheiten» werden müssen. Aber gut, vielleicht ist das ja auch nur pfeifen im Dunkeln.



Markus Kunz

Reklame

«Schon jetzt eines der Highlights des deutschen Filmjahres.» MOVIEPILOT

73. Internationale Filmfestspiele Berlin Panorama

EUROPA CINEMA LABEL BERLINALE

CICAE ART CINEMA AWARD

DAS LEHRERZIMMER

Ein Film von İLKER ÇATAK

JETZT IM KINO